



BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Gefangen am Todesfelsen

Belgien F 40 / Frankreich F 5,50 / Italien L 1400 / Luxemburg F 40 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 110



Gefangen am Todesfelsen

John Sinclair Nr. 323

Teil 2/3

von Jason Dark

erschienen am 11.09.1984

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Gefangen am Todesfelsen

Mein Begleiter war ein halber Mensch! Ich konnte es noch immer nicht fassen, was aus ihm geworden war, doch es gab nichts daran zu rütteln. Als Vampir hatte ich ihn kennengelernt, mit einer Silberkugel angeschossen, wobei die Kraft des geweihten Silbers seine rechte Seite aufgelöst hatte, während die linke normal geblieben war.

Ich sah kein Blut, keine Knochenstücke, keine Sehnen oder Adern.

Er hüpfte auf einem Bein vor mir her, während ich die Geschwindigkeit hielt und auch die Beretta gezogen hatte, denn ich wollte nicht, daß er mich reinlegte. So ganz traute ich ihm nicht.

Den Dolch, der eigentlich Mandra Korab gehörte, ließ ich noch stecken. Ich wollte ihn als letzten Trumpf einsetzen, falls es noch zu einer Umkehrung des Falls kam…

Wir befanden uns inmitten einer unterirdischen, hochtechnisierten, geisterhaften Landschaft, die selbst für Hongkonger Verhältnisse einmalig war.

Ein Vergnügungspark, in den man hineinfahren konnte. Kleine Schienenbahnen brachten die Besucher in eine Region, die sie die unheimliche und so fremde chinesische Mythologie erleben ließ.

Da gab es die Hölle, geheimnisvolle Gräber, eine uralte Dschunke und ein Vampir-Theater, das unser Ziel war. Denn dort sollten sich meine drei Freunde befinden.

Shao, Susan Perth und Suko!

Nicht als freie Menschen, sondern als Gefangene eines mächtigen Dämons, der den Namen Fratzengesicht bekommen hatte. Ich selbst hatte ihn nur einmal zu Gesicht bekommen, aber nicht als lebende Persönlichkeit, sondern abgebildet auf einem alten Dschunkensegel.

Ein janusköpfiges Gesicht, halb Vampir, halb Chinese.

Um ihn drehte sich alles. Er sollte sich auch dafür verantwortlich zeigen, daß Mandra Korab, unser indischer Freund, entweder tot oder verschollen war. Um dieses Geheimnis aufzuklären, waren wir nach Hongkong geflogen.

Normal gehen konnte der halbe Mensch nicht. Er hüpfte vor mir her.

Ich hätte eigentlich Mitleid mit ihm haben müssen. Daß dem nicht so war, verdankte er der Tatsache seiner absoluten Bösartigkeit. Er hatte mich aus dem fahrenden Zug geschleudert. Da war er noch ein Mensch gewesen. Später hatte er mir als Vampir gegenübergestanden.

Der Weg führte bergauf. Irgendwann einmal würden wir den über uns verlaufenden Schienenstrang erreichen, wo sich auch der Bahnhof befand, der zum Vampir-Theater gehörte.

Ein normaler Mensch wäre bei dieser Belastung schon zusammengebrochen. Nicht so mein Begleiter. Er hielt sich gut. Ihn mußte die Kraft der Hölle antreiben, etwas anderes konnte ich mir einfach nicht vorstellen.

Die Umgebung hatte sich verändert. Der Bereich der Gräber lag hinter uns. Vor uns sah ich die heile Welt einer netten Sage. Feen, Elfen und Zwerge gaben sich ein Stelldichein.

Diese Wesen standen nicht starr in der Luft. Sie bewegten sich und hingen an hauchdünnen Fäden, die mit bloßem Auge kaum zu erkennen waren. Vom Zug aus erst recht nicht. Auch ich mußte schon sehr genau hinsehen, um sie überhaupt zu bemerken.

Die Bewegungen der hin- und herschwingenden Figuren irritierten mich ein wenig. Ich blinzelte ein paarmal mit den Augen und suchte auch nach Zwischenräumen, die ich durchqueren konnte, ohne die Mechanik zu unterbrechen.

Einige Male mußte ich den Kopf einziehen. Sicherheitshalber behielt ich die Figuren aus dieser Traumwelt immer im Auge, doch sie taten

mir nichts. Sie waren nicht dämonisch beeinflußt worden.
Manchmal lachte mein unheimlicher Begleiter leise auf. Er schien sich über irgend etwas zu freuen, so daß ich mich gezwungen sah, eine entsprechende Frage zu stellen.
»Wir sind gleich da«, erklärte er. »Nach dem Reich der Feen und Elfen kommt das Vampir-Theater.«
»Und was freut dich so daran?«
»Daß es für dich die Endstation sein wird. Hast du verstanden? Die Endstation.«
»Das ist nicht so sicher.«
»O doch. Ich weiß es. Wer in die Gewalt des Fratzengesichts gerät, ist verloren. Die nächste Nacht ist seine, und die Dschunke befindet sich bereits auf dem Meer.«
Sofort hakte ich nach. »Welche Dschunke?«
»Nichts, gar nichts…« Er lachte und bewegte dabei nickend seinen halben Schädel.
Von einer Dschunke hatte ich bisher nichts gehört. Gab es in diesem vertrackten Spiel wieder einen neuen Joker?
Es war alles möglich. Ich wollte auch nachfragen, doch etwas kam dazwischen.
Ich sah unser Ziel!
Es war der Bahnhof, zu dem gleichzeitig das Vampir-Theater gehörte.
Rechts von uns verlief der Schienenstrang. Licht fiel auf die Gleise und ließ sie schimmern.
Ich wollte nicht zu schnell gesehen werden und wich zur linken Seite hin aus. Mein Begleiter protestierte nicht. Er hüpfte nach wie vor neben mir.
Der Bahnhof entschwand unserem Blickfeld. Dafür sah ich ein anderes Gebäude. Es wurde angestrahlt. Das seltsam bleiche Licht fiel aus großen Deckenscheinwerfern. Es war ziemlich hell, dennoch ließ es einen Teil des Gebäudes im Dunkeln.
Über die Erde wanderten rötlich blaue Schattenspiele. Eine Leuchtreklame zuckte intervallweise auf. Wahrscheinlich befand sich dort auch der Eingang zum Theater.
Mein Begleiter wollte sich in die Richtung wenden. Ich aber legte ihm nahe, nicht dorthin zu gehen.
»Du willst doch zum Theater!«
»Natürlich. Hat es keinen Hintereingang?«
»Ja, schon…«
»Dann gehen wir dorthin.«
Er drehte sich um. Mit einem Auge schaute er mich an. Dort, wo bei ihm der Scheitel begann, wirkte der Schädel plötzlich abgeschnitten. Als hätte man ihn mit dem Messer geteilt.
Sehr bedächtig hob ich den Lauf der Waffe und ließ den anderen in

die Mündung schauen. Sie befand sich nicht mehr als eine Handbreite von seinem Auge entfernt.

»Ist schon gut«, sagte er. »Wir gehen dorthin, wo du es willst.«

»Das will ich meinen.« Dem seltsamen Monstrum traute ich nicht über den Weg. Zwar war seine erste Hälfte vernichtet worden, doch die zweite lebte noch immer. Und die würde es immer versuchen, denn der Geist des Fratzengesichts steckte in ihr.

Ich hoffte stark, daß ich diesem Dämon irgendwann einmal endgültig gegenüberstand, am liebsten im Vampirtheater.

Leise Schreie erreichten meine Ohren. Ich blieb sofort stehen und bekam mit, wie sich der andere amüsierte. »Sie haben nichts zu bedeuten«, erklärte er, »überhaupt nichts.«

»Ich habe sie aber gehört.«

»Na und?«

Wieder faßte ich ihn an. Diesmal härter. Kein Muskel zuckte in seiner linken Gesichtshälfte. »Vergiß nie, daß Theater gespielt wird. Vampir-Theater. Dazu gehören nun mal Schreie, wie du sicherlich weißt.«

Ich nickte. »Weiter!« Hoffentlich hatte er mich nicht reingelegt, so daß die Schreie echt waren. Ich dachte automatisch an meine drei gefangenen Freunde.

Konnte ich den anderen zu noch mehr Eile antreiben? In Anbetracht der Lage ja, deshalb bedeutete ich ihm, schneller zu gehen, was er auch tat. »Du kommst trotzdem zu spät«, sagte er. »Nichts wird deine Freunde mehr retten. Wenn das Fratzengesicht eine Falle aufbaut, so ist sie perfekt. Hast du verstanden?«

»Rede keine Opern!«

Es war der letzte Satz, den ich sprach, bevor ich das Gebäude erreichte. Wir gelangten an die Rückseite. Hier wurde der Boden von dem geisterhaften Licht nicht mehr getroffen. Ich sah nur mehr den Widerschein über dem Dach schweben.

Vielleicht sah der Bau von der Frontseite unheimlich oder gespenstisch aus, an der Rückseite jedenfalls war davon nichts zu merken. Ein Bretterverschlag, mehr nicht. Das Gelände war eben.

Wir hatten die normale Höhe inzwischen wieder erreicht.

Auch die Schreie hörte ich. Wesentlich lauter als vorhin. Es waren zwar echte Schreie, wahrscheinlich auch ausgestoßen von den Zuschauern, aber Todesangst schwang in ihnen nicht mit. Höchstens ein gewisses Erschrecken, was ja auch sein sollte.

Vor der Hintertür waren wir stehengeblieben. Ich preßte meinem Gegner die Mündung der Beretta in den linken Teil des Nackens.

»Öffne die Tür!« verlangte ich.

»Und wenn sie verschlossen ist?«

»Das ist sie schon nicht!«

»Wie du meinst.«

Sie war tatsächlich nicht verschlossen. Wahrscheinlich diente sie auch als Notausgang, und der mußte nun mal offen sein.

Ich ließ dem anderen den Vortritt. Zum Glück hatten sich meine Augen an die unter der Erde herrschenden Lichtverhältnisse gewöhnt, so daß mir auch die Düsternis des Ganges nichts ausmachte und ich sogar die Haken an der Wand erkennen konnte.

An ihnen hing Kleidung. Wahrscheinlich die der Schauspieler, die jetzt in ihren Kostümen auf der Bühne agierten.

Auf meinen Zischlaut hin blieb der andere stehen, drehte sich und lehnte sich gegen die Wand. Noch befanden wir uns allein innerhalb des Ganges. Wir hörten die Geräusche von der Bühne her. Auch das Trampeln der Schritte, ein hastiges Laufen, schwer und durch einen Lautsprecher verstärkt. Seufzen und heftiges Atmen war ebenfalls zu vernehmen. Eine Frau schrie in höchster Angst: »Ich will nicht! Neiiinnn… Geh weg!«

Das war Spiel. Für mich wurde es ernst. »Wo steckt das Fratzengesicht?« fragte ich.

»Ich weiß es nicht!«

»Wo?« Ich drückte die Mündung gegen die Haut unter seinem Auge.

»Überall!« keuchte er. »Das hier gehört ihm. Sein Geist beflügelt es. Ein jeder kann der Diener sein, aber auch nicht. Du wirst es erleben.«

Ich wechselte das Thema und kam wieder auf den eigentlichen Grund zu sprechen. »Und wo können meine Freunde gefangen gehalten werden? Los, rück mit der Sprache raus!«

»Überall!« zischelte er mir entgegen.

»Was heißt das?«

»Auch auf der Bühne!«

Die Antwort irritierte mich und ließ mich gleichzeitig noch wütender werden. »Willst du mich zum Narren halten? Da läuft ein Spiel. Meine Freunde können nicht einfach eingreifen.«

»Wirklich nicht?« Er gab sich sehr sicher, was mich nachdenklich machte. »Überlege, Fremder, überlege genau. Auf der Bühne stehen Särge. Sie gehören nun einmal zum Schauspiel. Es kann doch sein, daß einer deiner Freunde oder alle in den Särgen liegen…«

Eine wahnwitzige Idee. Sogar verrückt. Wenn ich näher darüber nachdachte, gar nicht so ohne. Diese Überraschung konnte die Gegenseite wirklich für mich parat haben.

Es wäre schrecklich gewesen. Inmitten des normalen Theaterspiels Särge zu wissen, in denen meine Freunde lagen und vielleicht schon erstickt waren. So etwas konnte sich nur ein perverses Gehirn ausgedacht haben. Ich hatte ebenfalls schon in einem geschlossenen Sarg gelegen und Todesängste ausgestanden.

Allmählich zog sich mein Magen zusammen. Der vor mir Stehende bemerkte meine Unsicherheit. Er verzog die linke Mundhälfte zu

einem Grinsen. »Na, willst du nicht nachschauen?«
»Sicher, das werde ich.«
»Dann geh!«
»Nein, mit dir!«
Obwohl er nur auf einem Bein stand, zuckte er zusammen. »Was… was soll ich dort?«
»Der Joker sein.« Ich drehte ihn herum, achtete dabei darauf, daß er nicht fiel, und er gehorchte sogar, denn er hüpfte abermals vor mir her.
Wir bewegten uns durch den Gang, sahen mehrere Türen, die wohl zu den Garderoben führten, und ich entdeckte auch das Schild »Bühne« an einem schwarzen Vorhang aufgenäht.
»Da müssen wir hinein!« flüsterte der andere.
»Dann geh auch!«
Er packte den Stoff, zog ihn zur Seite, so daß ein Spalt entstand, und schlüpfte so schnell hindurch, daß ich nicht reagieren konnte.
Als ich etwas tat, hatte er den Vorhang schon wieder geschlossen, und ich lief genau dagegen.
Die Falte zu suchen, kostete Sekunden. Endlich hatte ich sie gefunden, zog den Vorhang auf, trat durch den Spalt und war natürlich der Gelackmeierte.
Mein Gegner war verschwunden!
Er hatte mich in einer völlig anderen Umgebung allein gelassen, denn diesmal konnte ich tatsächlich nichts sehen. Es war sicherlich nicht die absolute Finsternis, aber es würde dauern, bis ich mich zurechtfand. Ich vernahm ein leises kicherndes Lachen, das mir so verdammt bekannt vorkam.
Der halbe Mensch hatte es ausgestoßen.
Als das Lachen verklang, hatte ich mich weiter vorbewegt, ruderte auch gleichzeitig mit den Armen, streifte mit meinen Händen über den Vorhangstoff und hielt mich an einer Falte fest.
Allmählich sah ich besser. Auch das Spiel aus Licht und Schatten.
Es war immer nur ein kurzes Aufleuchten, wie bei einem noch fernen Gewitter, wenn irgendwo der Blitz über den Himmel zackte.
Allerdings vernahm ich keinen Donner und auch keinen Schrei. Eine seltsame Ruhe umgab mich in dieser gespenstischen Umgebung.
Ich hatte meinen Blick nach vorn und gleichzeitig schräg nach rechts gedreht. Dort geisterte das Spiel aus Licht und Schatten auf, und da wollte ich auch hin.
Behutsam setzte ich ein Bein vor das andere. Ich schleifte mit meinen Sohlen über einen hölzernen Boden, hielt den Linken Arm ausgestreckt und bewegte auch die Hand, um ein Hindernis so rasch wie möglich ertasten zu können.
Wider Erwarten ging alles glatt. Ich kam durch und wurde von einem

zweiten Vorhang aufgehalten. Seine Farbe war ebenfalls dunkel, dennoch gab es gewisse Stellen, die durchsichtig erschienen.

Das Aufzucken des Lichts nahm ich deutlicher wahr. Und ich dachte daran, daß ich mich direkt hinter der Bühne befand.

Nur hatte ich noch keinen Menschen gesehen.

Das wunderte mich.

Auf der Bühne sollten Särge stehen. Sie wollte ich mir auf alle Fälle ansehen, bewegte mich parallel zum Vorhang weiter und suchte nach der Stelle, wo ich durchschlüpfen konnte.

Sehr oft griff ich nur in Falten, tastete mich weiter, ohne allerdings das Loch zu finden, das meinen Eintritt auf die Bühne garantierte.

Ich wurde schon ungeduldig, bis ich den Spalt endlich gefunden hatte. Vorsichtig zog ich ihn weiter auf.

Gleichzeitig machte ich einen Fehler, denn ich konzentrierte mich zu sehr auf das Geschehen vor mir und dachte dabei nicht an eine Gefahr, die eventuell in meinem Rücken lauern konnte.

Sie war aber da!

Deshalb traf mich der Schlag unvorbereitet. Während ich nach vorn stolperte, hörte ich hinter mir wieder dieses widerliche Lachen und dachte daran, daß mich der halbe Mensch letztendlich doch reingelegt hatte…

***

Bert Steenbergen und die Mitglieder seiner Reisegruppe hatten sich mittlerweile an die Dschunke und auch an deren seltsame Besatzung gewöhnt. Es war eben nicht jedermanns Sache, auf einem Abenteuerschiff eine Fahrt über das Südchinesische Meer zu wagen, aber die Leute hatten es nicht anders gewollt.

Alle hielten sich auf dem Deck auf. In den Kammern und Kojen, wo die Hängematten gespannt waren, stand die Luft. Viele hatten sich entschlossen, die zweite Nacht an Deck zu verbringen, und hofften, daß die Temperatur nicht zu stark fiel.

In der ersten Nacht sollte die Gruppe auf einer Insel schlafen. Da stank es bestimmt nicht so muffig.

Seekranke hatte es ebenfalls gegeben. Zwei Frauen und vier Männer lagen in den Liegestühlen und waren leicht grün im Gesicht. Wenn sie atmeten, drangen wehleidige Laute über ihre Lippen.

Kapitän Xang hatte noch einmal eine Rede gehalten und die Passagiere auf die Gefahren aufmerksam gemacht, die auf sie lauerten.

Er hatte mit einem nahezu sadistischen Vergnügen von den Fahrten der Dschunke berichtet und auch von dem Grauen, das über das Schiff gekommen war. Bei Vollmond und um Mitternacht sollten die Gehängten an der Rah zu sehen sein. Die Mitglieder der Besatzung sahen allesamt so aus, als lebten sie nur versuchsweise oder wären

Zombies. Sie erinnerten an alte Piraten, die schon jahrelang über die Meere fuhren, versunken und ertrunken waren, um anschließend wieder aufzustehen. Das gehörte wahrscheinlich zum Image des Schiffes.

Zwei Köche arbeiteten in der Küche. Manchmal wehten die exotischen Düfte fremder Gerichte über das Deck, so daß einige der Passagiere allmählich Hunger verspürten.

Die See war ruhig. Eine lange Dünung trieb heran. Der Wind wehte aus Nordwest. Er brachte keine Wärme mit, sondern kühlere Temperaturen. Manchem Reisenden war es zu kalt.

Der Kapitän hatte von einem Sturm gesprochen, der wohl gegen Abend toben würde. Deshalb glitt der Blick manches Passagiers des öfteren zum Himmel hoch, wo er die grauen Wolkenberge beobachtete, die vom Wind in Richtung Südost getrieben wurden und den gleichen Kurs segelten wie auch die Brigantine.

Voll im Wind standen die Segel des Schiffes. Sie waren aufgebläht wie Ballons. Die Dschunke schien auf der langen Dünung zu reiten und schob am Bug einen weißen Bart aus Schaumwasser vor sich her.

Sie tauchte in lange Wellentäler, stemmte sich wieder hoch, um die Kämme der Wellen abzureiten.

Es war ein sehr schnelles Segeln, und irgendwann verloren die Reisenden auch die Angst. Sie begannen damit, Lieder zu singen.

Shanties, die sie in der Schule gelernt und nicht wieder vergessen hatten.

Als Steenbergen dies sah und hörte, zuckte ein Lächeln um seine Lippen. Er war zufrieden. Allmählich ließ auch bei ihm die Anspannung nach. Sehr stark hatte er sich um seine Schützlinge kümmern müssen und ihre Beschwerden entgegengenommen. Das war nun vorbei, und Steenbergen entschloß sich, noch ein paar Worte mit dem Kapitän zu reden. Xang hatte ihm erklärt, daß er gegen einen Besuch am Ruder nichts einzuwenden hatte, daran hielt sich der Reiseleiter auch.

Er fand den Chinesen am offenen Ruderstand. Von dieser Stelle aus hatte er einen optimalen Blick auf das Deck und bis weit hinaus auf das endlos erscheinende Meer. Land war schon längst nicht mehr in Sicht.

Die Dschunke bewegte sich durch eine Wüste aus Wasser.

Als Steenbergen neben Xang stehenblieb, drehte dieser den Kopf.

»Na, wollen Sie Seeluft schnuppern?«

»So ungefähr.«

Xang lachte. »Wir haben Glück gehabt.« Er deutete zum Himmel.

»Es wird keinen Sturm geben.«

»Na, da bin ich beruhigt. Sie haben meine Schützlinge mit Ihren Erzählungen schon genug geängstigt.«

»Wieso?«
»Denken Sie nur an diese Spukgeschichten.«
Xang winkte ab. »Sie können es für Geschichten halten. Es sind aber keine.«
Steenbergen lachte. »Ich kenne euch Seeleute. Ihr spinnt das Garn noch ebenso wie früher.«
»Warten Sie es ab.« Der Kapitän hatte das Ruder festgestellt und schneuzte sich. Als er das lappenartige Taschentuch zusammenwickelte, wandte er sich wieder an den Reiseleiter. »Sagen Sie mal, haben Sie eigentlich den Leuten gesagt, daß sie einen bestimmten Raum des Schiffes nicht betreten sollen?«
»Ja, das habe ich.«
»Sehr gut.«
»Und weshalb darf dort niemand hin?«
»Das ist so eine Sache…«
Steenbergen merkte, was los war. »Über die Sie aber nicht reden wollen?«
»Genau, Mister.«
Auch der Reiseleiter hakte nicht weiter nach. Er wechselte das Thema.
»Wann laufen wir eigentlich die Insel an? Bleiben wir in der Zeit?«
»Nein. Wir sind früher da. Der Wind steht günstig. Wir laufen mit vollem Preß.«
»Das wird die Leute freuen.«
Xang lachte meckernd. »Weiß ich nicht so recht.«
»Na ja, ich werde es ihnen jedenfalls sagen.« Steenbergen machte kehrt und verließ den Steuerstand.
Die meisten seiner Schützlinge hatten es sich bequem gemacht. Sie lagen in den Liegestühlen oder saßen auf den gepolsterten Plastikstühlen. Zum Schutz gegen den Wind hatten sie die gelben Jacken übergestreift, die auch Ostfriesennerze genannt wurden.
»Sie waren doch beim Kapitän«, wurde Steenbergen angesprochen.
Von einem Liegestuhl aus winkte ihm ein Mann zu. »Was hat es bei dem alten Seeräuber denn gegeben?«
»Das wollte ich Ihnen gerade mitteilen. Deshalb bin ich zurückgekehrt.« Steenbergen hatte laut gesprochen. Er bedeutete den anderen, die an der Reling standen, mit Armbewegungen, näherzutreten.
Hoch über ihnen blähte sich das Segel. Wenn der Wind in die Leinwand fuhr, begann sie zu knattern. Es waren ziemlich laute Geräusche, deshalb mußte Steenbergen seine Stimme anheben, um überhaupt verstanden zu werden.
»Der Reiseleiter hat die Aufgabe, die positiven Nachrichten weiterzugeben und die anderen für sich zu behalten. Ein altes Prinzip,

das auch ich nicht durchbrochen habe und auch nicht durchbrechen werde. Folgendes, Freunde: Es wird keinen Sturm geben. Der Himmel hatte mit uns ein Einsehen. Wir haben praktisch idealen Wind und reiten auf unserer Brigantine die Wellenkämme ab. Voller Preß, Freunde.«

Einige begannen zu klatschen und unterbrachen somit die Rede des Reiseleiters.

Steenbergen hob die Arme. »Ich bin noch nicht fertig. Auf die erste gute Nachricht folgt zumeist die zweite. Da wir unter vollem Preß segeln können, wird es uns auch gelingen, die erste Insel früher zu erreichen. Es gibt keine Hetze, keine Eile. Wir sind eben wie im Urlaub.« Er lachte selbst über seinen Scherz.

»Wann ist das denn ungefähr?« fragte jemand.

»Genaue Zeiten kann ich nicht sagen, aber wir schaffen es schon vor der vereinbarten Zeit.«

Man begoß die Nachricht mit einem Schluck und ließ mehrere Flaschen vom mitgebrachten Genever kreisen.

Steenbergen beteiligte sich nicht daran. Er hatte ein Merkblatt hervorgeholt und faltete es auseinander. Wegen des steifen Windes fiel es ihm schwer, es in den Händen zu behalten. Er nickte einige Male, bevor er sich so drehte, daß ihm Wind im Rücken stand. »Dann noch etwas!« rief er mit Stentorstimme. »Ich bin Ihnen allen einige Informationen schuldig geblieben, die die Insel betreffen. Das möchte ich nachholen.«

Gespannt schaute man ihn an. Steenbergen hatte das Papier wieder verschwinden lassen. »Es geht um die erste Insel. Sie ist etwas Besonderes. In der Geschichte des Landes spielt sie eine Rolle als Todesinsel, denn um sie herum ragen hohe Felsen aus dem Wasser, denen man ebenfalls einen besonderen Namen gegeben hat. Das sind die Todesfelsen. Was das im einzelnen zu bedeuten hat, werden wir noch gesagt bekommen. Ich schätze, daß uns Kapitän Xang dabei behilflich sein wird.«

»Das ist ja gruselig!« rief eine Frau.

»Vielleicht kommen noch Seeräuber als Untote.«

»Die wir killen müssen.«

»Wohl zu viele Zombie-Filme gesehen, wie?«

»Davon ziehe ich mir jede Woche drei rein«, sagte der Mann, der die Seeräuber hatte killen wollen.

»Ist das nicht langweilig?«

»Wieso?«

»Immer das gleiche!« mischte sich jemand ein. »Nichts für mich.«

Der Reiseleiter merkte schon, daß die Diskussion auch ohne seine Hilfe in Gang blieb. Er wandte sich ab und fand einen Platz am Heck der Brigantine.

Dort blieb er sitzen und schaute zum Segel hoch, das der Wind aufgebläht hatte. Er dachte über die Reise nach und auch daran, daß sie praktisch gelaufen war. Die beiden Nächte jetzt noch außerhalb und dann eine im Hotel. Die letzte vor der Rückfahrt.

Steenbergen war urlaubsreif. Eine Reiseleitung zu übernehmen, das bedeutete Streß, große Anstrengung. Man mußte stets fit sein, immer auf der Hut und mußte auch bei überraschenden Wendungen flexibel reagieren können. So abenteuerlich die Fahrt auf der Dschunke auch sein mochte, für die nächste Zeit wollte er sie gestrichen haben. Da konnten sich noch so viele angemeldet haben. Die Verhältnisse unter Deck waren einfach nicht menschenwürdig. Ein gewisses Maß an Komfort mußte es schon geben, vor allen Dingen was die Hygiene betraf. Man konnte den Frauen nicht zumuten, auf irgendeinen Abtritt zu gehen.

Das alles waren Dinge, über die der Mann nachdachte. Zum Glück ließ man ihn in Ruhe, so konnte auch er die Fahrt genießen. Die Augen hielt er halb geschlossen und konzentrierte sich allein auf die ihn umgebenden Geräusche. Die Kulisse blieb. Da war das Segel, das Rauschen des Wassers, das Knattern der Leinwand hoch über ihm, die Stimmen der Reisenden an Deck, die auch zu einem Gemurmel wurden, all dies kam bei ihm zusammen und lullte ihn ein.

Steenbergen gähnte. Irgendwie sehnte er sich nach einem Bett. Der Gedanke daran wurde so stark, daß ihm die Augen noch weiter zufielen und er einschlief.

Die Dschunke schaukelte ihn in den Tiefschlaf hinein, so daß der Reiseleiter die Umwelt vergessen hatte. Er wußte auch nicht, wieviel Zeit vergangen war, plötzlich schreckte er hoch und stellte fest, daß ihn fröstelte. Ja, er fror sogar und schüttelte sich, als er es bemerkte.

Es war dunkler geworden. Das Deck hatte sich geleert. Die Reisenden waren innerhalb des Restaurants verschwunden. Wahrscheinlich nahmen sie schon das Abendessen ein. Ein scharfer Geruch fuhr über das Deck. Er drang aus der Küche.

Von der Besatzung sah der Reiseleiter ebenfalls nichts. Darüber wunderte er sich ein wenig. Normalerweise hätten die Burschen an Deck bleiben müssen, aber auf diesem Schiff schien es nicht nötig zu sein, was Steenbergen nicht verstehen konnte.

Es brannten bereits die Decklaternen. Sie schaukelten an den Masten oder standen, gesichert durch kleine Gitter, an Bug und Heck.

Steenbergen schaute nach Südosten.

Da lag die Insel!

Das mußte sie einfach sein. Der Reiseleiter erkannte den halbrunden Buckel, der aus dem Wasser ragte und wie der Rücken eines vorsintflutlichen Ungeheuers aussah.

Die Entfernung war schwer zu schätzen. Jedenfalls würde es noch

dauern, bis sie die Insel erreichten.
Aber sie war in Sicht. Eine gute Sache. Steenbergen beschloß, sie nicht für sich zu behalten.
Bevor er sich auf den Weg in das Deck-Restaurant machte, blickte er noch hoch auf das große Segel. Wie mit gierigen Händen fuhr der Wind hinein, blähte es fast bis zum Zerreißen auf und machte aus ihm einen halben Ballon.
Mit Gesicht!
Steenbergen glaubte, seinen Augen nicht trauen zu können. Das Segel hatte sich verändert. Und zwar auf eine schreckliche Art und Weise. In seiner dem Bug entgegengebogenen Mitte war ein Gesicht erschienen.
Eine monströse Fratze.
Steenbergen begann zu lachen. Der Wind riß ihm die Laute von den Lippen. Seine Augen tränten. Er schaute noch einmal hin, nachdem er sich das Wasser aus den Augen gewischt hatte.
Nicht ein Gesicht, sondern zwei.
Zwei in einem.
Ein Januskopf – das Fratzengesicht!
Steenbergen stand da und rührte sich nicht. Im Magen verspürte er plötzlich ein drückendes Gefühl. Er ballte die Hände zu Fäusten, schluckte und räusperte sich nur mühsam die Kehle frei. Schweiß stand auf seiner Stirn, er schaute wieder hoch und mußte sich zwingen, das Gesicht näher zu betrachten.
Die Angst wanderte sogar bis in seine Knie hinein, und sie begannen zu zittern. Sie befanden sich nahe der chinesischen Küste, und die rechte Hälfte des Gesichts zeigte auch einen chinesischen Ausdruck. Sehr deutlich war die Mongolenfalte zu erkennen, die hohe Stirn, das rötlich schimmernde Haar, als hätte man es mit Blut übersprüht. An der Wange endete es wie abgeschnitten, und die Vampirfratze begann.
Schaurig, unheimlich. Eine alte Haut, die grau und lappig aussah.
Hinzu kamen die Lippen, die anscheinend zu einem breiten Mund gehörten und geöffnet waren, so daß ein langer Vampirzahn den Platz fand, nach unten zu stoßen. Die Spitze erreichte sogar die Unterlippe.
Steenbergen wußte nicht, was er von dieser Erscheinung halten sollte.
Zu schockartig war alles über ihn gekommen. Der Mann, der eigentlich mit jeder Situation fertig wurde, war hier überfordert. Er konnte sich nicht mehr konzentrieren und wußte auch keine Erklärung für dieses seltsame Bild. An Magie und Geister glaubte er natürlich nicht. Auch nicht an die Redereien über Zombies und lebende Leichen, die vorhin aus Spaß gehalten wurden. Deshalb suchte er verzweifelt nach dem Grund für das Erscheinen dieses so unheimlichen Gesichts.
Film!

Schlagartig kam ihm der Gedanke. Da hatte sich bestimmt jemand einen Spaß erlaubt und das Segel als Filmleinwand zweckentfremdet. So einen Spaß traute er nur dem Kapitän zu. Dieser Xang war der richtige Typ für Dinge dieser Art.

Ihn wollte er fragen.

Die überraschten Blicke der gerade essenden Mitglieder aus seiner Reisegruppe verfolgten ihn, als er an den Fenstern des Restaurants vorbeihetzte. Gewissermaßen im Unterbewußtsein fiel ihm auf, daß er kein weiteres Mitglied der Mannschaft mehr sah, aber darum kümmerte er sich nicht weiter, sondern hastete zum Steuerstand hoch, wo er den breiten Rücken des Kapitäns sah.

»Xang!« rief er. »Hören Sie, verdammt!« Er schlug seine Hand auf die Schulter des Mannes und zog ihn herum.

»Ja…?« Xang dehnte das eine Wort und schaute Steenbergen lauernd an.

»Was ist hier los, zum Teufel?« Der Reiseleiter schaute sich bei dieser Frage um, aber er entdeckte keinen Filmprojektor.

»Wieso?«

Die Ruhe des Kapitäns regte Steenbergen auf. Er faßte den Mann hart am Oberarm an und drehte ihn in die Richtung, in die er ihn haben wollte. »Schauen Sie zu dem großen Mattensegel hin, verdammt. Dann sehen Sie, was ich damit meine.«

Xang hob die Schultern. Er blickte in die Richtung. Neben ihm stand Steenbergen. Auch er behielt das Segel im Blick und glaubte, verrückt zu werden.

Da war nichts!

Völlig normal war das Segel gebläht. Weder ein Gesicht noch eine Figur zeichneten sich dort ab. Das Segel blieb gebläht, und Steenbergen wußte nicht, was er davon halten sollte.

»Es ist nicht möglich!« hauchte er. »Verdammt noch mal, es ist einfach nicht möglich.«

»Was denn?« fragte Xang.

»Ich habe da ein Gesicht gesehen!« schrie Steenbergen ihn an. Er stand vor dem Kapitän, war in den Knien eingeknickt und hatte die Arme ausgebreitet.

Xang lachte. »Ein Gesicht? Was denn für ein Gesicht?«

»Januskopf, Meister. Einen verfluchten Januskopf. Die eine Hälfte gehörte einem schnurrbärtigen Chinesen, die andere zu einem schrecklichen Vampir.«

»Aha«, sagte der Kapitän nur.

Steenbergen sprang sofort darauf an. »Wieso? Kennen Sie das Gesicht etwa?«

»Natürlich.«

»Und?«

Meckernd drang das Lachen aus de Mund des Kapitäns. Die Augen begannen zu glühen. Mit den gespreizten Händen strich er über seine schmutzige Uniformjacke, an der einige Knöpfe fehlten.

»Ich kenne das Gesicht gut. Es ist eine alte Legende, sie hat auch mit den an der Rah aufgeknüpften Piraten zu tun. Verstehen Sie?«

»Nein, verdammt!« Steenbergen war erregt wie selten.

»Na ja, Mister. Das ist das sogenannte Fratzengesicht. Ein uralter chinesischer Dämon, der sich Ihnen aus gutem Grund gezeigt hat.«

»Kann ich den erfahren?«

»Klar. Aber haben Sie starke Nerven?«

»Die braucht man in meinem Job.«

Xang lächelte wissend. »Wenn Sie sich da nicht mal vertun, mein Lieber. Ich will es Ihnen sagen, da Sie es ja sowieso erfahren hätten. Das Fratzengesicht ist erschienen, damit es sich Opfer holen kann. Und diese Opfer befinden sich bereits auf der Dschunke. Es sind Sie und Ihre Leute, Steenbergen…«

***

Ich hatte noch versucht, mich festzuhalten, es war ein vergeblicher Griff gewesen. Der Schwung katapultierte mich durch den offenen Vorhangspalt auf die Bühne, so daß ich dort noch Mühe mit meinem Gleichgewicht hatte, nach vorn stolperte und vor einen harten Gegenstand stieß, der in seiner gesamten Breite und kniehoch auf der Bühne stand.

Im selben Augenblick erschien über mir wieder ein fahler Lichtblitz.

Er zackte nach unten und schuf für die Dauer nicht einmal einer Sekunde eine fahle Helligkeit. Sie reichte für mich aus, um den Gegenstand zu erkennen.

Es war ein Sarg!

Ich war also richtig und befand mich tatsächlich auf der Bühne des Vampir-Theaters.

Allerdings hatte ich nicht vorgehabt, als Aktiver mitzumachen. Im Gegenteil, ich wollte meine Freunde finden und dem verdammten Spuk des Fratzengesichts ein Ende bereiten.

Es blieb beim Vorsatz. Zunächst einmal war ich auf der Bühne und würde auch so schnell nicht wieder von dort verschwinden können.

Ich dachte an die Zuschauer und daran, was sie wohl denken würden, wenn sie mich sahen, deshalb hielt ich mich ein wenig im Hintergrund auf und drückte mich mit dem Rücken gegen den Vorhangstoff, denn die Lichtblitze erreichten diese Stelle nicht so stark.

Sekunden verstrichen.

Bevor ich irgend etwas unternahm, mußte ich mir zunächst einen Überblick verschaffen, was hier überhaupt gespielt wurde. Und das im

wahrsten Sinne des Wortes.
Die Blitze kamen von zwei Seiten. An den Rändern der Bühne zuckten sie auf, tauchten sie für eine kaum meßbare Zeitspanne in eine fahle Helligkeit, so daß ich auch die anderen drei Särge erkennen konnte.
Also waren es insgesamt vier.
Vielleicht belegt?
Ich wußte es nicht und ließ meinen Blick über die Bühne hinweg in den Zuschauerraum schweifen.
Es ist für einen Schauspieler oder Akteur schwer, von der Bühne aus zu erkennen, wer im Zuschauerraum sitzt. Auch ich machte keine Ausnahme. Nur war es auf der Bühne ziemlich dunkel und der Zuschauerraum ein wenig heller, so daß es mir gelang, einige Leute zu erkennen. Ich sah zum Beispiel die blassen Gesichter der Gäste. Sie wirkten wie Flecken.
Durch die Nase holte ich Luft.
Seit meinem Eintritt hatte sich nichts getan. Die Akteure, falls sie überhaupt vorhanden waren, hielten sich zurück, aus welchen Gründen auch immer.
Wurden die Zuschauer nicht unruhig? Sie wollten etwas sehen, man mußte ihnen was bieten, aber zuvor geschah nichts.
Die Ruhe vor dem Sturm blieb.
Dann geschah doch etwas.
Der Sarg, gegen den ich gestoßen war, bewegte sich. Von außen her wurde er nicht angefaßt. Die Bewegung mußte ihre Ursache im Innern der schwarzen Totenkiste haben.
Es blieb nicht bei dem vorsichtigen Rutschen, denn von unten her stemmte sich jemand gegen den Deckel.
Er klappte hoch!
Dieser Vorgang war mit Geräuschen verbunden. Ich vernahm das Schaben und Kratzen, wobei ich hastig einen Schritt zur Seite ging, denn ein Scheinwerfer warf sein gebündeltes Spotlight auf die schwarze Totenkiste.
Und der Deckel kam hoch.
Stück für Stück. Ein Spalt war entstanden, der sich von Sekunde zu Sekunde vergrößerte, so daß jemand, der im Sarg lag, auch hinaussteigen konnte.
Und er kam!
Ich rechnete mit einem Vampir oder einem Doppelkopf-Monstrum.
Unwillkürlich hielt ich den Atem an. Die Hand befand sich nahe der Beretta. Wenn es keine andere Möglichkeit gab, würde ich schießen und auch den Zuschauern das Schauspiel bieten.
Zuerst sah ich die Hand.
Sie wirkte gespenstisch auf mich, war gekrümmt, und die dünnen

Finger hingen wie Spinnenbeine über dem Sargrand. Mit der Schulter stemmte sich der andere gegen den Deckel, während allmählich eine dumpfe, unheimlich klingende Musik einsetzte.

Es war wie im Kino.

Der Vampir kam aus dem Sarg, die Musik spielte dazu, und es fehlte nur noch die unschuldige Frau, die vom Monstrum geholt wurde.

Das Monstrum war weiß. Kein altes graues Gesicht schob sich aus dem Sarg, sondern ein hellweiß geschminktes mit zwei langen, blutigen Zähnen, die aus dem Oberkiefer ragten.

Ich sah den Vampir aus der Nähe. Er machte auf mich eine etwas lächerliche Figur, doch vom Zuschauerraum aus gesehen, konnte er sicherlich unheimlich wirken.

Der Vampir drehte sich aus dem Sarg. Dabei breitete er die Arme aus, die im selben Augenblick zu Flügeln wurden, weil sich zwischen Armen und Körper Häute befanden.

War er echt?

Ich wollte es nicht glauben, weil ich mich auf der Bühne eines Vampir-Theaters befand. Nein, das mußte ein Schauspieler sein. Für mich gab es keine Alternative.

Hinter ihm klappte der Sargdeckel wieder zu. Das Geräusch des Aufschlags war das einzige, das die Stille auf der Bühne unterbrach.

Erst dann folgten die Schritte.

Sie schleiften über die Bohlen. Gleichzeitig bewegte der Vampir seine Arme auf und nieder, und er wirkte so, als würde er jeden Moment vom Bühnenboden abheben und davonfliegen.

Das hätte mir noch gefehlt.

Tatsächlich. Auf einmal schwebte er über dem Boden, und die Besucher im Zuschauerraum spendeten einen nahezu frenetischen Beifall. Wie Superman in seinen Filmen, so befand sich auch der Vampir in der Luft, verfolgt vom Strahl des Spotlights, damit auch jeder den Flug verfolgen konnte.

Er blieb nicht im Bereich der Bühne, sondern verließ sie. Über den Rand hinweg glitt er und segelte in den Zuschauerraum hinein.

Auch dort wurde er von zahlreichen Blicken verfolgt, was mir die Gelegenheit gab, mich auf der Bühne ein wenig umzuschauen.

Mich interessierten die Särge!

Vier waren es insgesamt. Einer davon hatte den Vampir beherbergt.

Wer lag in den anderen drei Totenkisten?

Ich näherte mich der am nächsten stehenden auf Zehenspitzen.

Dennoch knarrten unter meinem Gewicht die Bühnenbohlen, zudem hielt ich mich im Schatten des rückwärtigen Vorhangs.

Auch die zweite Totenkiste war pechschwarz angestrichen und nachher lackiert worden. Ich packte den Deckel und riß ihn in die Höhe.

Der Sarg war leer!

Noch zwei.

Um den nächsten zu erreichen, mußte ich quer über die Bühne und fast bis zum Rand. Dort riß ich einen weiteren Sargdeckel in die Höhe und zuckte unwillkürlich zurück, weil ich genau in das blutbeschmierte Gesicht einer zudem weiß geschminkten Chinesin mit langen Vampirzähnen starrte. Sie fauchte mich an wie ein echter Blutsauger, während sie mit ihren rot geäderten Augen rollte.

Ich ging jetzt aufs Ganze, zog die Beretta und drückte ihr die Mündung gegen die Stirn.

»Wo hält sich das Fratzengesicht versteckt!« zischte ich ihr entgegen.

»Wo, zum Teufel?«

»Ich… ich …« Sie antwortete mir ebenfalls in Englisch und zischte ein »Hau ab!« hinterher.

»Nein!«

Dann tat sie etwas, womit ich nicht gerechnet hatte. Sie schlug die Pistole kurzerhand zur Seite, so daß die Mündung neben ihren Kopf in ein Kissen stach.

Mit dieser Aktion hatte sie mich überrascht, und sie überraschte mich auch mit der nächsten, denn bevor ich es verhindern konnte, hatten ihre beiden Hände zugegriffen.

Ihr Ziel war meine Kehle!

Hart wurde sie umklammert. Zehn Finger drückten zu, schnürten mir die Luft ab. Es dauerte bestimmt drei oder vier Sekunden, bis ich mich gefangen und auf die neue Lage eingestellt hatte.

Ich hatte mich mit der linken Hand auf den Sargrand gestützt und setzte dem Zug einen Gegendruck entgegen. Für mich war das kein Theater mehr, sondern Ernst.

Hier wollte man mich töten!

Meine Kräfte waren größer. Obwohl die Hände sich um meine Kehle gekrallt hatten, gelang es mir, den Oberkörper in die Höhe zu biegen.

Da die Frau nicht losließ, machte sie die Bewegung mit und wurde praktisch von mir aus dem Sarg gehievt.

Eine verrückte Situation. Ein Schauspiel, das vor den Augen zahlreicher Zuschauer ablief, wobei ich noch immer nicht wußte, ob der Vampir echt war.

Eine Probe aufs Exempel konnte ich auf dieser Bühne und unter den Augen zahlreicher Zuschauer nicht versuchen. Hatte ich unrecht und keinen Vampir vor mir, wäre ich ein Mörder gewesen.

Diese Schuld wollte ich auf keinen Fall auf mich laden.

Deshalb schlug ich mit der Beretta zu. Ich hatte weit ausholen müssen und traf sie am Kopf.

Es war kein schwerer Treffer. Sie zuckte zusammen, ließ aber nicht los, und mir wurde allmählich die Luft knapp.

Verdammt, ich mußte mir was einfallen lassen.
Ich brachte meine Hände hoch und zwischen ihre Arme. Dann stieß ich meine eigenen nach links und rechts weg.
Der Griff wurde gesprengt.
Ich hörte einen Wutschrei, als die Frau zurücktaumelte und im Dunkel der Bühne verschwand. »Ich kriege dich. Ich kriege dich…«
So lauteten ihre Worte.
Es war mir egal, was sie sagte. Ich wußte nun, daß ich kein willkommener Gast war.
Ich drehte mich um.
Der Vampir kam aus der Luft.
Ein vielstimmiger Zuschauerschrei erreichte meine Ohren, als der Blutsauger gegen mich prallte. Es war ein Zusammenstoß, dem ich nichts entgegenzusetzen hatte.
Mit dem Rücken prallte ich auf den ersten Sarg, spürte die Hände des anderen an meinen Schultern und wurde hart auf die Totenkiste gepreßt.
Das Gesicht sah ich dicht vor mir.
Weiß geschminkt, aber blutrot die Zähne, die in meinen Hals beißen wollten.
Ich hörte auch Schritte auf dem Bühnenboden. Der weibliche Vampir eilte herbei und blieb in der Nähe stehen. »Ja, töte ihn! Raub ihm das Blut!«
Das alles hörte sich verdammt echt an. Wie die Zuschauer reagierten, ob es unter Umständen zu einer Panik kam, war mir jetzt egal, denn ich hatte etwas Schreckliches festgestellt.
Mein Gegner konnte zwar reden, fauchen und flüstern. Nur etwas brauchte er nicht.
Zu atmen!
Der Vampir war echt!

***

Und wieder war Zeit vergangen.
Ob Stunden oder Tage konnte Mandra Korab nicht sagen. Er befand sich eingeschlossen und völlig verändert unter Deck der verdammten Dschunke. Er konnte denken, fühlen, Stimmungen aufnehmen und sicherlich auch reden oder schreien – nur etwas gelang ihm nicht.
Sich zu bewegen!
Mandra steckte fest und er besaß keinen Körper mehr. Ob er überhaupt noch existierte, wußte er ebenfalls nicht zu sagen. Jedenfalls spürte er ihn nicht mehr.
Nur sein Gesicht war vorhanden.
Zusammen mit den anderen Fratzen befand es sich innerhalb der Bordwand. Es waren schaurige Physiognomien, die sicherlich auf ihre

endgültige Befreiung warteten, wie auch Mandra Korab. Sich vorzustellen, das Schicksal für immer und ewig mit den anderen teilen zu müssen, wollte ihm nicht so recht gelingen. Seine Gedanken beschäftigten sich sehr oft mit der Suche nach einem Ausweg. Nur war die Magie des anderen einfach zu stark.

Der andere! Auch Fratzengesicht genannt. Der Dämon, auf den es Mandra ankam. Wegen dieser Schreckensgestalt hatte er die Reise nach Hongkong unternommen. Ein Mönch namens Danai hatte gespürt, daß das Fratzengesicht zurückkehren wollte und Mandra vor ihm gewarnt.

In Hongkong war der Inder dann in die Falle des Dämons gelaufen und war nun sein Gefangener, ohne eine Chance auf Rückkehr.

Die anderen Gefangenen konnten die Wand verlassen. Mehr als einmal hatte es Mandra erlebt. Dann wurden aus den Gesichtern Menschen mit Körpern, die sich unter Deck sammelten, bevor sie den unheimlichen Raum verließen und Mandra allein zurückblieb.

Es war alles so unwirklich und nicht begreifbar für ihn. Er hatte sich selbst in einer Magie gefangen, wie er sie noch nie zuvor gekannt hatte.

Furchtbar…

Holz leitet den Schall. Oft genug vernahm Mandra Stimmen an Deck.

Es waren nicht die seiner ehemaligen Mitgefangenen, sondern europäische Laute. Über die Sprache war sich Mandra nicht im klaren.

Sie besaß irgendwie Ähnlichkeit mit dem Deutschen.

Längst hatte die Dschunke Fahrt aufgenommen, und Mandra dachte darüber nach, was über ihm wohl ablief. Holten sich die Vampire jetzt ihre Opfer, oder ließen sie sich Zeit?

Fragen, auf die ihm niemand eine Antwort gab.

Sie kamen auch zurück, schlichen in den Raum wie eine geisterhafte Armee und verschwanden wieder innerhalb der Bordwand.

Ein Phänomen, das sich Mandra nicht erklären konnte.

Und die Dschunke fuhr weiter. Sie behielt ihren Kurs. Mandra merkte, daß es auf dem Deck ruhiger geworden war. Keine trampelnden Schritte mehr, kein unruhiges Laufen oder Hetzen, die Passagiere hatten sich beruhigt.

Oder waren tot!

Mandra erschrak über seine eigenen Gedanken. Er wollte es einfach nicht glauben, aber er mußte sich eingestehen, daß Dämonen oder deren Diener auf menschliches Leben keine Rücksicht nahmen.

Und so wartete er.

Manchmal hörte er das Flüstern seiner »Mitgefangenen«. Sie unterhielten sich in hohen, singenden Tönen und in einem Dialekt, den der Inder nicht verstand.

Immer wenn er den Blick hob und vor die ihm gegenüberliegende

Seite der Bordinnenwand schaute, sah er ein verzerrtes Vampirgesicht, dessen Augen ihn anfunkelten.

Zu Beginn hatte Mandra der Anblick erschreckt und auch angewidert.

Inzwischen hatte er sich daran gewöhnt.

Jede Reise hat einmal ein Ende. Auch diese würde nicht ewig währen.

Wobei sich Mandra die Frage stellte, was das Ziel der Fahrt war und was ihn dort erwartete. Wahrscheinlich der Tod…

***

Der Blutsauger war tatsächlich echt!

Ich konnte es im ersten Augenblick nicht fassen, doch mir blieb keine Zeit, länger darüber nachzudenken. Wenn ich nicht in seine Klauen geraten wollte, mußte es mir gelingen, ihn auszuschalten.

Und dies so schnell wie möglich.

Zwar hielt ich noch meine Beretta, konnte sie aber nicht einsetzen, denn der andere nagelte meinen rechten Arm auf ziemlich schmerzhafte Weise auf dem Sargdeckel fest. Um den Vampir treffen zu können, mußte ich die Hand so anwinkeln, daß die Mündung auf den Vampir zeigte, was ich leider nicht konnte.

Hätte ich dennoch abzudrücken versucht, wäre die Kugel wahrscheinlich irgendwohin geflogen. Unter Umständen in den Zuschauerraum, wo die Gefahr bestand, daß sie einen Unschuldigen traf.

Vampire verspüren keine Schmerzen, das wußte ich. Trotzdem rammte ich mein Knie hoch.

Ich traf hart, kein Schrei erklang, aber der Körper vor mir wurde in die Höhe gewuchtet, und der Griff um meinen Armen lockerte sich ein wenig.

Kaum hatte ich das gespürt, als ich mich ruckartig bewegte, um der Klammer vollends zu entkommen.

Es gelang mir.

Der Vampir war überrascht. Ich zielte schon auf ihn, als der weibliche Blutsauger angriff.

Der Schlag gegen meinen rechten Arm war nicht von schlechten Eltern, Die Hand mit der Waffe fiel nach unten, ich horte das Lachen und gleichzeitig einen brausenden Beifall und Füßetrampeln aus dem Zuschauerraum. Die Menschen glaubten daran, daß dieses Spektakel zur Schau gehörte und nicht echt war.

Sollten sie…

Silberkugeln, Eichenpflock, Kreuz! Waffen, die Vampire vernichteten.

Einen Pflock trug ich nicht bei mir, auch nicht die Eichenbolzen verschießende Pistole, aber mein Kreuz hatte ich nicht in London zurückgelassen.

Es mußte mir helfen!
Möglicherweise auch Mandras Dolch. An ihn kam ich besser heran als an mein Kreuz. Bevor beide Blutsauger nachsetzen konnten, war ich zur Seite gewichen und erreichte den offenen Sarg, in dem die Frau gelegen hatte. Der Deckel lag neben dem Unterteil.
Mit der linken Hand kantete ich ihn hoch und schleuderte ihn den anstürmenden Blutsaugern entgegen. Beide wurden getroffen, so daß ich Zeit bekam, mich um eine andere Waffe zu kümmern.
Der rechte Arm schmerzte noch immer. Nach wie vor hielt ich die Pistole fest, ich hätte sie auch in die Linke wechseln und schießen können, das wollte ich vermeiden.
Nur keinen Schuß.
Es hatte zu leicht eine Panik unter den Zuschauern geben können.
Deshalb nahm ich Mandras Dolch. Der rote Griff verschwand in meiner Faust. Aus ihr stach die schwarze Klinge hervor, eine tödliche Drohung für jeden Blutsauger.
Weiß waren die Gesichter geschminkt. Rot die beiden Blutzähne, die aus dem Oberkiefer lugten, und schwarz die Kleidung. Sie war in der Dunkelheit kaum zu sehen, so daß die Körper mit der Schwärze verschmolzen und ich nur die weißen, tanzenden Flecken der Gesichter erkannte. Wenn ich die Körper treffen wollte, mußte ich irgendwo unter die Gesichter halten.
Das tat ich.
Mandras Klinge lag so sicher in meiner Hand, wie der von mir so schmerzlich vermißte Silberdolch. Als ich die Waffe schleuderte, war ich überzeugt, auch zu treffen.
Es gelang!
Ich hörte den Aufschlag nicht, sah nur den roten Griff, der für einen Moment aufglühte, und im nächsten Augenblick torkelte die Gestalt zurück. Ihre Schritte hämmerten auf den Bühnenboden, sie waren arhythmisch geworden und gingen unter in dem Krach, der entstand, als der Körper auf die Bretter fiel.
Dabei vernahm ich ein herzzerreißendes Stöhnen. Es endete in einem Röcheln, bevor der weibliche Vampir endgültig erledigt war und sich nie erheben würde.
Blieb der zweite.
Und er war verschwunden.
Er hätte überall stecken können, da es ihm möglich war zu fliegen.
Ich selbst sah ihn nicht und wußte dennoch, wo er sich befand, denn die Zuschauer gaben mir unfreiwillige Hinweise.
Sie waren nicht mehr sitzengeblieben. Alle standen und hielten die Arme gereckt. Die ausgefahrenen Finger wiesen in Richtung Decke.
Das also war der Hinweis.
Der Blutsauger befand sich im Zuschauerraum. Wenn er durchdrehte,

konnte es zu einer Katastrophe kommen.

Von meinem Platz aus hatte ich eine nicht so gute Sicht. Deshalb lief ich bis zum Rand der Bühne vor, da ich von der Stelle aus den Raum besser überblicken konnte.

Ich sah ihn fliegen.

Er hatte die Arme weit ausgebreitet. Sie kamen mir wie gewaltige Schwingen vor, und er bewegte sich dicht unter der Decke des Zuschauerraums entlang.

Lautlos segelte er dahin. Er war auch keine Fledermaus, sondern ein fliegendes, menschliches Monstrum, dem Haut zwischen Körper und Armen gewachsen war.

Es war mir unmöglich herauszufinden, wie der Vampir reagieren würde. Nur wollte ich die Zuschauer weghaben, zudem dachte ich daran, daß wahrscheinlich bald ein zweiter Zug halten würde und noch mehr Menschen in das Theater strömten.

»Lauft weg!« brüllte ich. »Die Vorstellung ist beendet! Es gibt nichts mehr zu sehen, verdammt! Raus mit euch!«

Einige lachten, andere gingen. Ich hoffte stark, daß sie eine Sogwirkung auslösten und die anderen mitzogen. Schließlich war fast alles gelaufen.

Ich hatte mit meiner Vermutung Glück. Sie gingen tatsächlich, drängten sogar dem Ausgang entgegen, so daß sich das Theater bis auf ein paar Unentwegte leerte.

Im Hintergrund des Zuschauerraums, wo sich eine offene Tür befand, fiel der helle Lichtstreifen über den Boden und einen Teil der Sitzreihen.

Den Vampir erfaßte er nicht. Er hielt sich nach wie vor unter der Decke auf, wo ich sein weißes Gesicht sah.

Wenn wenigstens jemand Licht gemacht hätte, wäre es mir bessergegangen. Hier blieb der Wunsch Vater des Gedanken.

Zwar sah ich das Gesicht. Die Decke war leider zu hoch und das Ziel zu klein. Es wäre fast schon einem Zufall gleichgekommen, hätte ich den Vampir getroffen. Zudem konnte ich nicht erkennen, in welcher Haltung sich der Körper befand, da die Decke ebenfalls dunkel gestrichen war. Der Vampir konnte auch waagerecht darunter hängen.

Er wartete nicht mehr lange. Die noch verbliebenen Zuschauer interessierten ihn nicht, auf mich allein war er fixiert. Bestimmt hatte er den posthypnotischen Befehl seines Oberdämons bekommen, mich auszuschalten.

Auf einmal war er verschwunden. Blitzschnell eingetaucht in die Finsternis, und ich mußte mich zunächst neu orientieren.

Vergeblich bohrte ich meine Blicke in die Dunkelheit. Da war wirklich nichts zu sehen. Nicht einmal das helle Gesicht erkannte ich. Der Blutsauger hatte es tatsächlich geschafft.

Allmählich wurde ich sauer. Je mehr Zeit verstrich, um so stärker dachte ich auch an meine Freunde, die irgendwo in diesem verdammten Theater gefangen waren. Es wäre mir wohler gewesen, wenn ich sie in den Särgen gefunden hätte.

Tief atmete ich ein. Allmählich nur beruhigten sich meine angespannten Nerven. Ich war sicher, daß mir der Vampir vor die Mündung laufen würde. Zunächst einmal huschte ich in den Mittelteil der Bühne zurück und zog den Dolch aus dem Körper des weiblichen Blutsaugers.

Die Waffe lag im Staub.

Der Vampir hatte sich, den alten Gesetzen gehorchend, kurzerhand aufgelöst.

Nur mehr Staub lag auf den Brettern. Staub, der wie mit Puderzucker übergossen wirkte, denn auch der Schminkpuder war aus dem zerfallenden Gesicht gerieselt.

Das waren zwei Gegner gewesen.

Ich konnte nur mehr raten, wie viele noch irgendwo lauerten!

Denn ich mußte auch den Einbeinigen mit hinzuzählen. Neben einem Sarg blieb ich in geduckter Stellung. Da die Tür des Zuschauerraums weiterhin offenstand, vernahm ich auch die von draußen hereinklingenden Geräusche. Unter anderem ein mir bekanntes Rattern.

Verdammt, da fuhr schon der nächste Zug ein!

Das konnte heiter werden. Wenn nicht schnell etwas geschah, befand ich mich auf der Verliererstraße. In meinem Rücken spürte ich den Vorhang. Eine hervorstehende Falte wischte über den Nacken und erzeugte auf meinem Körper eine Gänsehaut.

Die Falte hatte sich nicht von allein bewegt!

Hinter dem Vorhang konnte jede Gefahr lauern. Ich hatte den Gedanken kaum beendet, als diese Gefahr schon zuschlug. Und das im wahrsten Sinne des Wortes. Der Hieb, der mich am Hinterkopf, im Nacken und gleichzeitig noch am Rücken traf, mußte mit einem sehr großen Gegenstand geführt worden sein. Hätte er sich auf einen Punkt konzentriert, auf den Kopf, zum Beispiel, wäre alles viel schlimmer gewesen. So fiel ich zwar in die Bühnenmitte hinein, wurde aber nicht bewußtlos und konnte mich über die rechte Schulter abrollen.

Dort wo sich die Falte bewegt hatte, wurde der Vorhang geteilt.

Das einbeinige Monstrum erschien. Es hatte sich bewaffnet, und ich konnte die lange Eisenstange sehen, mit der es zugeschlagen hatte.

Im Zucken der Blitze leuchtete das Metall auf.

Das halbe Monstrum stieß einen gellenden Ruf aus. Er schien dem Vampir zu gelten, denn über meinem Körper huschte ein Schatten hinweg. Ich spürte die Gefahr und schoß.

Zweimal drückte ich ab, denn ich wollte sichergehen, den anderen

auch zu treffen.

Ob dies geschah, konnte ich nicht sagen. Der Blutsauger jedenfalls huschte weiter, und ich mußte mich um meinen speziellen Freund kümmern, der dem Vampir die Arbeit nicht allein überlassen wollte, denn er attackierte mich mit der verfluchten Stange.

Hoch über seinen Kopf schwang er sie, drosch sie nach unten, war aber durch sein Handicap nicht so schnell, so daß ich dem Treffer mit einer schnellen Drehung entgehen konnte.

Neben mir wuchtete die Stangenkante auf ein Brett, zeichnete dort einen Riß und ließ sogar Splitter fliegen.

Zu einem zweiten Schlag ließ ich den anderen nicht kommen. Da befand sich bereits der Dolch auf der Reise.

Obwohl von dem Monstrum nur mehr die Hälfte zu erkennen war, traf ich es voll. Ich hörte es seltsam laut schreien, und es verschwand vor mir in der Dunkelheit.

Das war's!

Gleichzeitig vernahm ich ein Reißen und auch den Fall. Hinter mir war beides aufgeklungen. Blitzschnell drehte ich mich auf der Stelle.

Gerade in dem Augenblick leuchtete ein Blitz, und ich sah, was geschehen war. Der von mir verfolgte Vampir hatte sich im Vorhang verfangen. Er wollte sich auch noch festkrallen, dies war ihm nicht mehr gelungen. Sein Gewicht hatte den Vorhang aus der Halterung gerissen, und er war mit ihm zusammen zu Boden gefallen, wobei er sich bei dieser Reise von oben nach unten in den Stoff eingewickelt hatte.

Ich winkelte den Arm an und wischte mit dem Handgelenk den Schweiß aus der Stirn. Dann nahm ich den Dolch an mich. Er hatte das halbe Monstrum vernichtet.

Ich wollte auch nach dem Vampir schauen, bückte mich und wickelte den Stoff auseinander.

Ich sah den Blutsauger verfaulen. Es war ein schrecklicher Anblick. Er versuchte mit allem, was er an Kräften noch besaß, gegen die Auflösung anzukämpfen. Dabei hielt er den rechten Arm erhoben, so daß dieser mir den Blick auf sein Gesicht nahm. Die Finger krümmten sich, weil er nach mir greifen wollte, doch er war einfach zu schwach. Sein Arm sank nach unten. Er schlug auf den Boden, wo seine Hand abbrach.

Ich schaute nicht mehr hin, denn ich wußte, wie es aussah, wenn ein Vampir verendete.

Für mich waren andere Dinge wichtiger. Shao, Suko und auch Susan Perth, die suspendierte Polizistin. Von ihnen hatte ich bisher noch nichts entdeckt, und ich wußte auch nicht, wo ich sie zu suchen hatte.

Lärm und Unruhe lenkten mich ab. Sie waren innerhalb des Besuchersaals aufgebrandet, denn neue Zuschauer wollten das

Vampir-Spektakel sehen. Ich mußte von der Bühne weg. Irgend jemand half mir dabei, denn er kam auf die Idee, das Licht einzuschalten.

Auf einmal konnte ich besser sehen.

Ich erkannte die gesamte Größe der Bühne, sah auch die offene Stelle im Vorhang und schlüpfte hindurch. Dieses Theater bestand nicht allein aus der Bühne. Es besaß Garderoben, Nebenräume, auch Gänge. All dies wollte durchsucht werden, und ich nahm mir vor, es zu tun.

Irgendwo mußten die drei stecken, falls man sie nicht umgebracht hatte.

Der Gedanke daran trieb mir das Blut in den Schädel.

Überall leuchteten kleine Glühbirnen, die man kurzerhand in Fassungen geschraubt hatte, die in den Wänden steckten. Alles sehr primitiv. Auf Sicherheit hatte man bei diesem Bau so gut wie keinen Wert gelegt.

Eine große Tür fiel mir auf. Verschlossen war sie nicht. Ich erreichte einen dunklen Raum, fand zum Glück einen Lichtschalter und drehte ihn um.

Puppen!

Nur Puppen! Ich schüttelte den Kopf, denn nun sah ich etwas, was dieses Vampir-Theater in einem völlig anderen Licht erscheinen ließ.

Hier lagen die wahren Akteure, und sie waren ebenso geschminkt, wie die echten Vampire. Nur bestanden sie aus angemaltem Holz und besaßen an ihren Füßen lange Stangen, die von den Puppenspielern gehalten werden konnten. Diese Männer und Frauen waren Künstler, wenn es darum ging, mit den Figuren perfekt umzugehen.

Ich sah die Menschen.

Sie lagen dort wie hingeworfen. Im ersten Moment überkam mich eine schreckliche Angst, hier sechs Tote zu finden. Ich trat näher und untersuchte die Bewegungslosen.

Nein, sie waren nicht tot! Nur in eine tiefe Bewußtlosigkeit gefallen.

Da mir bei meinem Eintritt schon ein seltsamer Geruch aufgefallen war, tippte ich auf Gas.

Demnach war von den Gegnern alles für unser Kommen vorbereitet worden.

Ich konnte momentan nicht weitersuchen, sondern mußte nachdenken.

Irgend etwas hatte ich übersehen. Nichts Optisches, sondern eine Folgerung, einen Gedanken.

Ja, das war es!

Ich schlug gegen meine Stirn. Der Anblick der Puppen hatte mich darauf gebracht.

Wenn die Spieler die Figuren einsetzten, agierten diese auf einer Bühne. Die Künstler selbst befanden sich unterhalb der Bühne.

Deshalb mußte es hier einfach einen Hohlraum oder etwas Ähnliches geben.

Der sollte bestimmt zu finden sein!

Ich suchte verzweifelt. Man hatte auf die Hilfe der Technik nicht verzichtet. Wahrscheinlich ließ sich der Bühnenboden durch irgendeine Mechanik verändern. Sie wollte ich finden.

Ich suchte in den anderen Räumen nach und erreichte tatsächlich eine kleine Kammer, in der das untergebracht war, was ich so verzweifelt suchte.

Sicherungskästen, ein kleiner, aber leistungsstarker Generator und eine Schalttafel, bei der besonders der hervorstehende und schräg nach oben weisende Hebel auffiel.

Ich betätigte ihn.

Er hakte ein wenig, dann mußte er sich meiner Kraft beugen und sank nach unten.

Zunächst einmal geschah nichts. Bis ich ein Knacken und Summen hörte. Die Bühne und das Theater begannen zu zittern, und im nächsten Augenblick vernahm ich einen dumpfen Schlag und auch einen gellenden Schrei.

Ich eilte aus dem Raum.

Abrupt blieb ich stehen. Vor mir gähnte ein Abgrund. Aus ihm war der Schrei geklungen.

Es gab für mich nicht den geringsten Zweifel, wo mich mein nächster Weg hinführen würde.

In die Tiefe, zu meinen Freunden und vielleicht auch zu diesem verfluchten Fratzengesicht, das meiner Ansicht nach unseren gemeinsamen Freund Mandra Korab in seinen Klauen hielt…

***

Piau-Tu, der dicke Chinese mit den Stummelfingern, hatte Suko den Stab entwendet und war bereit, das alles entscheidende Wort zu rufen.

Er hatte die Information von seinem Herrn und Meister bekommen, dem Fratzengesicht, und dieser Dämon schaute ihm auch zu, wie Piau-Tu die Entscheidung herbeiführte.

Das Gesicht selbst wurde von einem bläulich roten Nebel umwallt, war in der Mitte jedoch klar zu sehen, denn beide Hälften wandten dem Betrachter das Profil zu.

Einmal der Vampir, zum anderen der Chinese!

Auf dem Boden lagen die Opfer. Shao, ihr Freund Suko und die suspendierte Polizistin Susan Perth. Sie alle drei waren in die Falle des dicken Piau-Tu geraten, denn er hatte sich während der Fahrt mit der kleinen Eisenbahn kurzerhand zwischen sie gesetzt, und dann, als es finster wurde, sie durch abgeschossene, winzige Pfeile betäubt. Am nächsten Bahnhof standen Helfer bereit, um die Bewußtlosen in die

unterirdischen Räume des Vampir-Theaters zu schaffen. Bisher waren sie noch nicht erwacht. Dafür war das Fratzengesicht erschienen und hatte seinen Befehl erteilt. Es war ein hinterlistiger Plan, den sich dieser Dämon ausgesucht hatte, denn er wollte gleich zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen.

Piau-Tu sollte das Wort Topar rufen. Wenn er das tat, hielt er die Zeit für fünf Sekunden an. Dann konnte sich niemand mehr bewegen, außer ihm, dem Träger des Stabes. Wenn er innerhalb dieser Zeitspanne einen Mord beging, so hob er die Wirkung des Stabes auf und konnte ihn kurzerhand zerbrechen. Eine mächtige Waffe, vor der sich das Fratzengesicht fürchtete, gab es dann nicht mehr.

Der Weg für den unheimlichen Dämon wäre völlig frei gewesen.

So lautete sein Plan. Und es sah nicht so aus, als würde noch irgendein Ereignis Piau-Tu daran hindern.

Den Mund hatte er bereits geöffnet. Nur das eine Wort, diese beiden simplen Silben.

»To… aahhhhhgggrrr …!«

Piau-Tu kam nicht mehr dazu, das Wort zu vollenden. Etwas hatte ihn fürchterlich erwischt. Es war ein hämmernder Schlag gewesen, ein Stich in seinem Körperinnern, eine Brandwunde. Er bäumte sich auf und hatte das Gefühl, innerlich zerrissen zu werden.

Er bäumte sich in die Höhe. Zwar kniete er noch immer, nur war sein Körper jetzt gestreckt. Die Gesichtshaut spannte sich, Augen und Mund standen offen. Der Schrei wollte nicht mehr aufhören. Er hallte durch den kahlen Raum, wurde von den Wänden zurückgeschleudert und vervielfältigte sich zu schaurigen Echos, die in Piau-Tus Ohren gellten und ihn fast in den Wahnsinn trieben. Er konnte nicht mehr, hielt den rechten Arm noch ausgestreckt, starrte auf den Stab und sah, daß mit ihm und seiner Hand etwas geschah.

Der Schrei wurde leiser und leiser, bis er vollends verstummte, und der Körper des mächtigen Chinesen allmählich nach vorn sackte. Dabei riß man ihn nicht in die Bewußtlosigkeit hinein, er mußte weiterhin alles miterleben, und er sah, welch eine Kraft in dem Stab steckte. Diese Kraft hinderte ihn daran, das Wort Topar auszusprechen, daran konnte auch das Fratzengesicht nichts ändern.

Plötzlich klang die unheimliche Stimme auf. Aus einer Ferne, die nicht zu messen war. Gleichzeitig konzentriert, als würden zahlreiche Sprecher sich innerhalb der Wände verbergen, und die ausgesprochenen Worte erinnerten den Chinesen an schwere Hammerschläge.

»Du hast die Kraft des Guten herausgefordert, Unwürdiger«, erklärte die Stimme. »Dieser Stab kann von den Menschen eingesetzt werden, die sich gegen das Böse stellen. Er wird ihnen helfen, die Gegner zu vernichten, aber er wird die töten, die seine Macht mißbrauchen

wollen. So wie dich, Piau-Tu. Du dienst dem Bösen, und du hast es gewagt, den Stab in die Hand zu nehmen. Du hast ihn gestohlen, um seine Macht brechen zu wollen. Deshalb wirst du die Quittung bekommen, und niemand, auch nicht dein Herr und Meister, kann dir noch helfen!«

Piau-Tu hatte jedes Wort verstanden. Dennoch schüttelte er den Kopf.

Sein Gesicht verzerrte sich dabei. Er holte schwer Atem und suchte auch nach den passenden Worten, während er sah, daß sich die Nebelwolke mit dem Fratzengesicht darin von ihm entfernte.

Sein Mentor, sein Herr und Meister, suchte das Weite. Er zog sich zurück, denn die andere Kraft war einfach stärker.

Piau-Tu konnte es nicht begreifen. Er wollte hoch und dem Fratzengesicht nach. Gleichzeitig versuchte er, den Stab fortzuschleudern, was ihm auch nicht gelang, denn diese seltsame Waffe schien mit seiner Hand eine Einheit zu bilden.

»Du wirst für dein Tun zahlen müssen«, vernahm er abermals die Stimme. »So einfach kommst du mir nicht davon, das habe ich dir bereits versprochen. Der Stab wird für dich zum Fluch. Seine Kräfte werden sich gegen dich stellen.«

Piau-Tu hatte die Worte vernommen. Er wollte sie einfach nicht glauben, aber die Tatsachen belehrten ihn eines Besseren. Seine Hand besaß keine Haut mehr. Sie war schwarz geworden, wirkte wie verbrannt, und als er sie schüttelte, da spurte er kein Gefühl mehr. Der Stab selbst glühte noch immer. Nur allmählich ging dieses Glühen zurück, so daß er wieder sein normales Aussehen annahm.

Piau-Tu kniete noch immer. Er hatte den Kopf gesenkt. Aus seinem Mund drangen keine Schreie mehr, nur ein krampfhaftes Schluchzen schüttelte ihn. Er hatte vieles falsch gemacht, das stellte er in diesen Sekunden fest, und es fiel ihm schwer die alles entscheidende Frage zu stellen. Ein paarmal mußte er Anlauf nehmen und Luft holen, bis er endlich die Worte gefunden hatte.

»Wer bist du?«

Die Stimme gab eine Antwort. »Ich bin der, der den Stab vor langer, langer Zeit einmal erschaffen und an seine Diener weitergegeben hat. Diese geheimnisvolle Waffe des Guten wurde in den Klöstern aufbewahrt. In den früheren Zeiten besaßen sie noch ihre Macht. Da wurden die Mönche in den Kampf gegen das Böse geschickt, und sie haben sehr oft gesiegt. Die Zeiten änderten sich. Die Welt blieb zwar gleich, sie wurde dennoch eine andere, denn die Menschen kümmerten sich nicht mehr um die alten Regeln und Glaubenslehren. Sie verlachten das, was sie einmal so hoch geehrt hatten. Und sie glaubten nicht mehr an die Kraft der Gebete und an das immense Wissen der Mönche. Meine Diener wurden gejagt und verjagt. Die

Klöster in Brand gesteckt. Glaubenskriege forderten unzählige Tote, die Mönche zogen sich immer weiter zurück, um Gutes zu tun, doch der Stab wurde niemals vergessen. Er durfte nicht in die Hände der Unwürdigen und Ungläubigen gelangen, deshalb schaffte man ihn an geheime Orte. Er hat lange Reisen hinter sich, und die Prophezeiung besagte, daß er eines Tages in den Besitz eines Menschen gelangen würde, der es sich zur Aufgabe gemacht hatte, die Kräfte der Finsternis zu bekämpfen. Dies ist geschehen. Der Stab befindet sich im Besitz eines Mannes namens Suko. Ich habe dafür gesorgt, daß er ihn bekommt, und ich werde meine schützende Hand über ihn halten, wenn jemand versucht, die Macht des Stabs zu mißbrauchen. So wie du, Piau-Tu, es versucht hast und aus diesem Grunde meine Strafe hinnehmen wirst. Deine rechte Hand, mit der du das an dich genommen hast, das dir nicht gehört, soll dich immer daran erinnern, wie schlimm es ist, einem anderen etwas wegzunehmen. Bis zum Ende deines Lebens wirst du ein Gezeichneter bleiben. Die Hand wird nie mehr so werden, wie sie einmal war. Jeder kann sehen, daß dich eine harte Strafe getroffen hat. Die Gerechtigkeit des Buddha!«

Es waren die letzten Worte, die Piau-Tu vernahm, und auch die Magie schwand allmählich dahin. Es war ihm auch nicht mehr möglich, den Stab zu halten. Er wollte zwar noch die Finger krümmen, das gelang ihm nicht mehr. Der Stab fiel nach unten und blieb auf dem Boden liegen. Er sah so aus wie immer. Kein Leuchten mehr, keine Zeichen des großen Buddha, es war alles wieder normal.

Bis auf eine Tatsache.

Die Hand!

Sie zeigte die Schwärze von Kohle, und Piau-Tu schüttelte sich. Er wollte es einfach nicht wahrhaben, daß er sein Leben lang als Gezeichneter herumlaufen mußte, schüttelte sie, bewegte die Finger, doch es gelang ihm nicht, die Hand vom Arm zu lösen. Er hätte sie so gern fortgeschleudert, sie blieb.

Piau-Tu, dieser harte, brutale und ungerechte Mensch, hockte wie ein Häufchen Elend auf dem Boden und starrte zu der offenen Tür hin, wo er das Fratzengesicht gesehen hatte.

Es gab den Dämon nicht mehr. Er hatte der Macht und der Stärke des anderen, des Größeren Tribut zollen müssen und war verschwunden.

Vielleicht sogar für immer.

»Fratzengesicht!« schrie Piau-Tu plötzlich. »Warum hast du mich verlassen? Wo bist du?«

Du… du … so hallten die Echos. Nur eine Antwort bekam der Mann nicht. Das Fratzengesicht ließ seine Diener fallen, wenn es sie nicht mehr brauchte.

Da waren Dämonen alle gleich.

Piau-Tu hatte sich auf die Füße gestemmt. Er schaute noch immer

auf den offenen Durchgang.
Und er hörte Schritte.
Jemand kam.
Ein Fremder…
Ich hatte das Rätsel gelöst. Möglicherweise durch einen glücklichen Umstand oder Zufall, das spielte jetzt keine Rolle mehr. Hauptsache, die Entdeckung brachte mich weiter. Ich brauchte nicht einmal in die Tiefe zu springen, denn es gab eine Leiter, über die ich nach unten klettern konnte.
Sie war nicht festgehakt, stand jedoch in einem so günstigen Winkel, daß sie nicht umkippte, als sie mein Gewicht verspürte. Es war eine moderne Welt, die mich aufnahm. Keine unheimliche, kein Reich der Monster oder Schreckensgestalten, sondern ein Bereich der Technik und wahrscheinlich auch des Films.
Nackte, kahle Betonwände, ein normales Licht. Gänge, hin und wieder helle Kreidestriche auf dem Boden. Ich konnte mir gut vorstellen, daß hier unten auch Agentenfilme gedreht worden waren oder noch wurden.
Hongkong besaß eine blühende Filmindustrie. Es drangen immer wieder neue Produkte über den großen Teich nach Europa und in die Staaten.
Dann hörte ich den Schrei.
Sehr oft war mir dies schon passiert. Dieser Schrei gehörte zu den lautesten und schlimmsten, die ich je in meinem Leben vernommen hatte. Er wollte überhaupt nicht enden und durch die Echos schienen aus einem gleich vier oder fünf zu werden.
Ich war nicht weitergegangen und versuchte herauszufinden, wie weit der Rufer wohl noch von mir entfernt war. Ich konnte schlecht eine Prognose abgeben, jedenfalls wollte ich den Grund für diese schaurige Reaktion herausfinden.
Was über mir geschah, interessierte mich nicht mehr. Der unterirdische Bereich des Vampir-Theaters war wichtiger.
Ich gelangte an einen zweiten Gang, der sich dem ersten in einem schrägen Winkel anschloß. Obwohl ich es eilig hatte, machte ich nicht den Fehler, sofort in den Gang hineinzutauchen. Ich peilte zunächst einmal um die Ecke, und meine Augen wurden groß.
Der zweite Gang war weder breiter noch sah er anders aus. Aber er schien an seinem Ende gefüllt zu sein.
Dort waberte farbiger Nebel.
Ich spürte augenblicklich die Aura des Grauens, die von dem Nebel ausging. Das war wie ein böser Hauch, der mich streifte. Eine Erklärung besaß ich nicht dafür, aber ich wußte, daß innerhalb des Nebels etwas Böses stecken mußte.
Das Fratzengesicht!

Hatte es mich gesehen? Vielleicht, und ich zog Mandras Dolch hervor, denn ich hatte das Gefühl, diese Waffe konnte dem Fratzengesicht paroli bieten.

So lautlos wie möglich bewegte ich mich durch den kahlen Gang.

In der Tat hatte sich der Dämon innerhalb der gefährlichen Nebelwolke manifestiert.

Er wandte mir das Profil zu.

Eigentlich waren es zwei Profile. Ich sah einmal die chinesische Seite mit dem schmalen, lang herabhängenden Oberlippenbart, zum anderen die vampirische.

Deutlich stach der lange Eckzahn hervor, und ich erkannte das wie aus Stein gehauene Profil des Unheimlichen, wobei auch das Kinn sehr ausgeprägt vorsprang.

Ein Vampirgesicht wie aus dem Bilderbuch!

Lange hatte ich den Dämon gesucht. Jetzt stand er praktisch zum Greifen nahe vor mir.

War es wirklich so einfach?

Ich hatte vorgehabt, mich dem Dämon zu stellen. Da klang plötzlich eine Stimme auf, die mein Vorhaben zunichte machte. Ich hatte die Stimme noch nie in meinem Leben vernommen, sah auch den Sprecher nicht, dennoch wußte ich, daß es sich bei ihm um ein Wesen handelte, das etwas Unwahrscheinliches darstellte. Etwas Hohes, auch über den Menschen Stehendes, und ich ging nicht mehr weiter, blieb stehen und lauschte den Worten, die auch mir etwas sagten.

Sie nahmen mich gefangen. Ich bekam einiges über den Stab zu hören und glaubte daran, daß meine Befürchtungen nicht stimmten.

Sicherlich waren Suko und die beiden Frauen noch am Leben.

Jemand hatte sie beschützt.

Der große Buddha!

Ein Schauer der Ehrfurcht rann über meinen Rücken. Der Geist dieses Gottes mußte aus den Tiefen der Unendlichkeit vorgestoßen sein, um den zu behüten, der sein Erbe trug.

Es war gut, so etwas zu wissen. Die Worte schlugen mich in ihren Bann. Vielleicht trug daran auch Magie die Schuld, die von der Stimme abstrahlte.

Jedenfalls geriet ich so stark unter den Bann der Worte, daß ich auf das Fratzengesicht nicht weiter achtete. Es war zwar nach wie vor vorhanden, allein der Nebel bewies mir dies, doch was mit ihm geschah, merkte ich erst, als es zu spät war.

Natürlich hatte auch dieser Dämon die Worte des anderen vernommen.

Und er kannte die Stärke seines Gegners. Er wußte, daß er nicht dagegen ankam.

Das Fratzengesicht zog die Konsequenzen.

Es verschwand auf eine Art und Weise, die eines Dämons würdig war, der verloren hatte.

Innerhalb des Nebels schrumpfte der Januskopf zusammen. Beide Gesichtshälften verkleinerten sich zur gleichen Zeit. Es war keine äußere Krafteinwirkung dabei festzustellen. Keine Hände, die von vier Seiten her drückten, nein, das Gesicht schrumpfte von selbst.

Ich sah es nicht, und es war mehr Zufall, daß ich es überhaupt bemerkte, denn als ich mich aus dem Bann der Worte lösen konnte und vorging, erkannte ich, was geschehen war.

Es gab das Fratzengesicht nicht mehr in der Größe. Vielleicht noch ein Fußball, mehr nicht, aber der war auch zu treffen und ich hob den rechten Arm.

Aus meiner Faust schaute die schwarze Dolchklinge. Wenn ich jetzt nicht traf, hatte ich unter Umständen den Boden im Kampf gegen den Dämon unter meinen Fußen verloren.

»In meiner Gegenwart wirst du nicht töten. Ich bin ein Gegner der reinen Gewalt, deshalb kann ich es nicht zulassen, daß du ihn vernichtest!«

Da war wieder die Stimme, die meine Aktion stoppte. Unwillkürlich drehte ich mich, suchte nach dem Sprecher, sah ihn nicht, wollte dennoch gegen die Worte aufbegehren, als ich erkannte, daß es zu spät war.

Es gab das Fratzengesicht nicht mehr. Nur noch einen dünnen Nebelhauch, der dabei war, sich zu verflüchtigen.

Vor mir lag der leere Gang mit einer offenen Tür.

Wie ein Schlafwandler ging ich auf die zu. Nach einigen Schritten hatte sich mein Blickwinkel verbessert. Ich schaute in den Raum und sah dort einen Chinesen.

Er starrte mich an wie einen Geist.

Ich schüttelte den Kopf, wollte ihn ansprechen, als ich in sein Gesicht blickte.

Es war eine Maske. Eingefroren schienen die Züge zu sein, der Mann begriff überhaupt nichts.

Dann sah ich seine Hand!

Ein schwarzer Klumpen, mehr nicht. Zuerst dachte ich, daß seine Finger fehlten, bis der Mann die Hand bewegte. Er hatte sie zuvor als Faust geschlossen gehabt.

Nein, sie war normal. Nur eben verändert. Plötzlich fiel mir ein, wo ich den Chinesen schon einmal gesehen hatte. Das war auf der Fahrt gewesen. Er hatte sich zwischen Suko, Shao und Susan Perth gedrängt und mir praktisch den Platz weggenommen.

So sahen wir uns wieder.

Und so sah ich auch die drei anderen.

Bewegungslos am Boden liegend. Wie tot. Ich schaute auf sie und

konnte nicht erkennen, daß sie überhaupt atmeten.

Wie eine Marionette ging ich auf den dicken Chinesen zu. In meinem Magen hatte sich ein Klumpen gebildet, ich spürte die kalte Wut, den Zorn in mir, und selbst mein Blickwinkel veränderte sich.

Der Mann vor mir schien plötzlich zu schwanken, so stark wurde ich von meinen Gefühlen überschwemmt.

»Was hast du mit ihnen gemacht?« fuhr ich ihn mit einer Stimme an, die mir selbst fremd vorkam. »Was hast du mit ihnen gemacht? Gib Antwort, du Hund!«

Ich fühlte mich selbst nicht wohl in meiner Haut, als ich so redete.

Das war ich nicht gewohnt, doch der Anblick der drei mir so gut bekannten Menschen hatte mich ein wenig aus der Bahn geworfen.

Sicherlich war der dicke Chinese ein kaltblütiger, abgefeimter Bursche, in diesen Augenblicken überkam ihn eine große Angst. Er wußte, daß ihm sein Herr und Meister nicht mehr helfen konnte. Ich stand jetzt gegen ihn und war sein Feind.

Er hob beide Arme. Sehr deutlich zeigte er mir die verbrannte rechte Hand. Er hatte seine Strafe bekommen und etwas berührt, das ihm nicht gehörte. Ich sah den Stab neben Suko liegen.

Die Wand hielt ihn schließlich auf. Er drehte sich noch, als er mit dem Rücken dagegenstieß. Man hätte meinen können, er wollte in das Mauerwerk hineinkriechen.

»Sind sie tot?« fragte ich.

Er stierte mich an. Die Augen wollten ihm fast aus den Höhlen quellen.

»Rede, du verstehst mich doch. Das habe ich während der Fahrt bemerkt, Mister! Also, öffne dein Maul.« Zur Unterstreichung meiner Worte hob ich die Beretta und brachte das Mündungsloch dicht vor die Stirn des Chinesen.

»Nicht tot!« gab er flüsternd zurück. »Sie sind nicht tot.« Jedes seiner Worte begleitete er mit einem anderen Gesichtsausdruck, wobei eines immer blieb – die Angst.

»Sie leben noch?«

Er nickte.

Obwohl ich mich von seiner Behauptung noch nicht überzeugt hatte, fiel mir ein mittelschwerer Stein vom Herzen. »Wer hat dafür gesorgt, daß sie so liegen? Du?«

»Ja.«

»Und wie?«

»Ein… ein Gift. Ich schoß in der Bahn kleine Pfeile ab. Da warst du schon Weg.«

Jetzt wußte ich Bescheid. Wir waren tatsächlich in eine raffiniert aufgebaute Falle gelaufen. Damit hätte keiner rechnen können. Ich schaute ihm direkt ins Gesicht. »Wie heißt du?«

»Piau-Tu.«
»Und du dienst dem Fratzengesicht?«
Er wollte mir keine Antwort geben und verzog sein Gesicht zu einer Grimasse. Auch das reichte mir. Ich hatte es also mit einem Diener des Dämons zu tun. Wahrscheinlich war es ein Diener, der ziemlich gut Bescheid wußte und in der Hierarchie weit oben stand, sonst hätte man ihm nicht die Aufgabe überlassen, drei Leute zu überwältigen.
Der mußte etwas wissen.
Ich drückte ihm die Mündung in die weichere Haut unter dem Kinn.
»Erzähle mir etwas vom Fratzengesicht, Piau-Tu! Was hat es vor? Wo steckt es jetzt nach der Niederlage?«
»Ich… ich weiß nicht.«
Mein Lachen fiel scharf aus. »Das kannst du mir doch nicht erzählen. Du bist ein Mensch, der genau über die Aktivitäten seines Meisters Bescheid weiß. Raus mit der Sprache.«
»Ich kann es aber nicht sagen!«
»Du willst es nicht.«
Seltsam schlürfend holte er Luft. Schweiß glitzerte auf seinem breiten Gesicht. Er hatte Angst, das war ihm deutlich anzusehen. Innerlich stand er unter Strom. Da war einmal die Furcht vor dem Fratzengesicht und zum anderen die Angst vor meiner Waffe.
Wie sollte er sich entscheiden?
Ich gab ihm eine kleine Hilfe. »Du solltest lieber reden. Ich habe nicht viel Zeit.«
»Das Fratzengesicht wird mich töten.«
Ich hob die Schultern. »Was werde ich mit dir machen, wenn du nicht sprichst? Und ich bin bei dir, stehe dir gegenüber, während das Fratzengesicht weit entfernt ist. Daran solltest du dich erinnern, Piau-Tu.«
»Es… es war eine Falle.« Ich brauchte ihn nicht mehr aufzufordern.
Er sprach von allein. »Ja, es war eine Falle. Sie galt euch. Ihr solltet sterben.«
»Und weshalb?«
»Ihr seid seine Feinde.«
»Das stimmt«, gab ich zu. »Auch Mandra Korab, unser Freund, ist ein Feind deines Herrn. Weißt du, wo wir Mandra finden können? Sag es lieber.«
»Ich kenne ihn nicht.«
Die Antwort kam mir zu schnell, um wahr zu sein. »Mein Lieber«, sagte ich. »Aber nicht so. Machen wir es anders, und zwar völlig anders.« Ich drückte härter zu.
Der Chinese konnte wohl anderen, schwächeren Menschen Schmerzen zufügen, er selbst ertrug sie kaum. Sein Atem ging plötzlich sehr heftig, und er blies ihn mir ins Gesicht.

Ich hielt für einen Moment die Luft an und sah seine Bewegung. Sie sollte ein Nicken sein. Deshalb lockerte ich den Druck.

»Er ist Inder, nicht wahr?« fragte er nach einigen Atemzügen.

»Sicher.«

»Und ein Feind!«

»Das stimmt auch.«

»Dann… dann ist er auf der Dschunke!«

Da war wieder diese Dschunke, von der ich bereits gehört hatte.

Sie war mit dem Fratzengesicht in Verbindung zu bringen, nur wußte ich nicht genau, wie die beiden zueinander standen. War das Fratzengesicht der Kapitän dieses Schiffes? Beherrschte er es?

»Ich will mehr über das Schiff wissen!« forderte ich.

»Es ist nicht hier.«

»Das habe ich mir gedacht. Wo kann ich es finden?«

Er breitete die Arme aus. Ich sollte über eine negative Antwort wohl nicht enttäuscht sein. »Keine Ahnung. Es hat Hongkong längst verlassen und schwimmt auf dem Meer.«

»Welchen Kurs fährt es?«

»Süd, glaube ich.«

»Genauer!«

Piau-Tu spürte die Entschlossenheit in meiner Stimme. Er wand sich wie ein Aal, doch ich ließ nicht locker. Wenn ich jetzt einen Rückzieher machte, war alles zu spät.

»Sie will eine Insel anlaufen, glaube ich.«

»Glaubst du? Oder ist es sicher?«

»Es ist sicher.«

»Dann sag mir den Namen!«

»Nein, ich…«

Allmählich wurde ich sauer. Dieser Kerl hielt mich zum Narren, und das konnte ich keinesfalls akzeptieren. Ich sagte ihm einige passende Worte und erfuhr den Namen der Insel.

»Todesfelsen!«

Davon hatte ich noch nie etwas gehört. Der Name ließ darauf schließen, daß es sich möglicherweise um keine normale Insel handelte.

»Du kennst sie?«

»Ja.«

»Dann wirst du uns auch hinbringen können, Piau-Tu.«

Der Mann erschrak. »Nein, das geht nicht. Man würde mich vernichten. Ich habe das Fratzengesicht schon verraten. Wenn ich noch mehr sage, bin ich tot.«

»So leicht stirbt man nicht. Zudem hättest du dir das vorher überlegen sollen.«

»Aber ich…«

»Kein aber. Du wirst uns hinbringen.« Ich hatte vorläufig genug gehört und trat einen Schritt zurück. Einen raschen Blick warf ich über die Schulter.

Suko bewegte sich bereits. Er besaß die beste körperliche Konstitution und konnte einiges einstecken. Wenn er auch noch groggy war und seine Bewegungen mir fremd vorkamen, so freute ich mich darüber, daß er noch lebte. Und dies hatte Suko nicht mir zu verdanken, sondern demjenigen, dem einst der Stab gehört hatte.

An der Wand stemmte Suko sich hoch. Er schaute sich um, sein Blick traf mich, und seine Augen wurden plötzlich groß. Dann schluckte er ein paarmal. »Du, John?«

»Ja.«

»Aber wie…«

»Später, mein Lieber, später. Kümmere dich mal um die beiden Frauen. Ich muß hier auf unseren Freund achtgeben.«

»Was hatte er vor?«

»Das erzähle ich dir nachher. Du hast verdammt viel Glück gehabt, Suko. Und die beiden Frauen auch.«

»Ja, scheint so.«

Piau-Tu sah Sukos Blicke auf sich gerichtet. Seine Angst wurde noch größer.

Ich dachte über die Dschunke nach und glaubte nicht daran, daß der dicke Chinese mir einen Bären aufgebunden hatte. Das Schiff mußte tatsächlich existieren. Zudem hatte ich eine Dschunke während der Bahnfahrt gesehen. Ich erinnerte mich deutlich an das große Mattensegel, auf dem das Fratzengesicht zu sehen war.

Diese Dschunke mußte es tatsächlich geben!

Ein paarmal schluckte ich. Wenn sich Mandra tatsächlich auf dem Schiff befand, konnten wir noch hoffen, daß er dort als Gefangener lebte und nicht als Toter irgendwo in einem Stau- oder Lagerraum lag.

Deshalb mußten wir uns beeilen und durften keine Zeit verlieren.

Piau-Tu würde uns begleiten. Das sagte ich ihm auch.

Er erschrak. »Nein, ich kann doch nicht segeln und…«

»Hör mit deinen dummen Ausreden auf!« erwiderte ich hart. »Zu segeln brauchst du nicht. Wir werden uns ein Boot mieten.«

Piau-Tu schaute mich an. Dann hob er beide Arme und rang die Hände. Diese flehende Geste wirkte bei ihm direkt lächerlich. Ein Baum von Kerl, ein Mann, der fast alles konnte, der sich auch auf eine andere Seite stellte und finsteren Mächten diente, begann zu greinen wie ein kleines Kind, dem man seine Spielsachen weggenommen hatte.

»Du brauchst gar nichts zu sagen. Es bleibt bei meinem Entschluß. Wir fahren gemeinsam zu dieser Insel.«

»Soll ich…«

»Nichts mehr!«

Piau-Tu entnahm meiner Stimme, daß es mir verdammt ernst war.

Er senkte den Kopf und verkrampfte seine kurzen Stummelfinger ineinander. Ich wollte nicht daran glauben, daß er schon aufgegeben hatte. Das Vampir-Theater hatte für uns zu einer Falle werden sollen.

Das war nicht gelungen. Nun suchte er bestimmt nach einer anderen Möglichkeit, uns für alle Zeiten loszuwerden. Und er würde die erstbeste Möglichkeit ergreifen, dessen konnte ich sicher sein.

Ich hörte Shao und Susan Perth miteinander sprechen. Ihre Stimmen waren sehr leise, zudem träge, beide Frauen hatten unter der Nachwirkung der Giftnarkose zu leiden. Das würde vorbeigehen.

Ein Schatten erreichte mich. Er gehörte Suko, der langsam auf mich zutrat. »Überlaß ihn mir, John. Ich gebe auf ihn acht wie auf meine rechte Hand.«

»Ja, tu das.«

Suko hatte ebenfalls die Waffe gezogen und deutete auf die Hand des Chinesen. »Was hat er getan?«

»Er nahm wohl deinen Stab.«

»Und dann?«

»Griff Buddha höchstpersönlich ein.«

Mit dieser Antwort hatte Suko nicht gerechnet. Er wurde plötzlich blaß. »Du hast dich nicht geirrt?«

»Glaube ich nicht.«

»Das mußt du mir…«

»Später erzählen«, erwiderte ich. »Jetzt müssen wir uns um andere Dinge kümmern.«

»Das meine ich auch«, erklärte mir Susan Perth. Wie sie diese Worte aussprach, ließ darauf schließen, daß sie längst nicht bereit war aufzugeben. Sie würde und wollte weiterhin mitmischen. Wie auch Shao. Recht war es mir nicht.

***

Ein düsterer Himmel, dicke Wolken, der von Nordwest blasende Wind, die lange Dünung, Wellen mit weißen Hauben, all das charakterisierte die Stimmung, in der die Brigantine ihre Bahn zog.

Ein unheimlich wirkendes Schiff, denn auch die Hälfte der Positionsleuchten waren gelöscht worden, so daß das Deck in einer fast tintig zu nennenden Dunkelheit lag.

Nur ab und zu leuchtete eine Lampe auf, wenn der Wind sie bewegte und ihren Schein geisterhaft über die Planken tanzen ließ. Die meisten der 25 Touristen saßen noch im Restaurant. Sie sprachen dem scharfen Reisschnaps zu und ahnten nichts von der Gefahr, der sie entgegensegelten.

Auch die Besatzung hatte das Deck verlassen und sich in den Bauch

der Brigantine begeben.

Aus diesem Grunde kam sich Bert Steenbergen verlassen und auch allein vor. Er hielt sich in der Nähe des Schanzkleides auf und schaute über das Wasser.

Das Meer wogte auf und nieder. Obwohl die Insel schon für ihn sichtbar gewesen war, verschwand sie mit zunehmender Dunkelheit wieder aus seinem Blickfeld.

Nach wie vor segelte das Schiff mit vollem Preß, was den Reiseleiter wunderte. Seiner Ansicht nach würden sie bald ein Gewässer erreicht haben, das klippendurchzogen war, so daß es leicht zu einer Kollision kommen konnte.

Darum schien sich niemand von der Schiffsführung zu kümmern.

Wichtig war das Anlaufen der Insel.

Schon längst hatte es Bert Steenbergen bereut, diese Fahrt überhaupt auf das Programm gesetzt zu haben. Er wußte inzwischen, daß mit der Dschunke einiges nicht stimmte. Natürlich kannte er Geschichten von verfluchten Schiffen, aber das waren Geschichten.

Oder nicht?

Allmählich kamen ihm Zweifel, denn diese Brigantine war nicht normal. Der Kahn gehorchte nicht unbedingt den Regeln der christlichen Seefahrt, und der Kapitän sowie die Mannschaft gehörten, positiv ausgedrückt, ebenfalls zu Ausnahmeerscheinungen.

Steenbergen warf seine Zigarettenkippe über Bord. Er rauchte an sich wenig in der letzten Zeit, aber in der letzten Stunde hatte er eine Zigarette nach der anderen gequalmt. Die innere Unruhe ließ sich nicht verbergen.

Im Restaurant brannten Kerzen. Kleine Glasbehälter schützten die Flammen. Durch die Bewegungen des Schiffes war es leicht möglich, daß sie umfielen, deshalb waren die Ständer auch festgenagelt worden.

Auf dem Dach des Restaurants standen noch immer die Liegestühle.

Wenn der Wind besonders scharf über sie hinwegfuhr, knatterte der Stoff. Auch die Tür knarrte, und hinter den vom Kerzenlicht ausgefüllten Scheiben hoben sich schattenhaft die Umrisse der Gäste und Passagiere ab.

Es war alles normal…

Steenbergen schüttelte den Kopf. Nein, nicht normal. Ein Schiff, das segelte und keine Besatzung aufwies, konnte man nicht als normal bezeichnen. Aus diesem Grunde mußte er weitersuchen. Die Besatzung konnte sich nicht in Luft aufgelöst haben. Es gab sie. Irgendwo hielt sie sich versteckt. Die Dschunke war groß genug.

Bert Steenbergen dachte an seine Gäste. Er war für sie verantwortlich.

Er sollte dafür Sorge tragen, daß ihnen kein Leid geschah. Und er

würde dies ernst nehmen, deshalb machte er sich auf die Suche nach der Besatzung. Unter Deck hatte er sie verschwinden, aber nicht wieder hochkommen sehen. Demnach mußten sie sich noch im Bauch der Dschunke befinden, wobei sich die Frage stellte, was sie dort zu suchen hatten. Sicherlich bereiteten sie irgend etwas vor.

Eine geheime Kommandosache, die auch ihm und seinen Schützlingen gefährlich werden konnte.

Steenbergen schaute noch zum Ruderstand hinüber. Dort tat sich nichts. Der Kapitän war von seiner Sache mehr als überzeugt. Er würde einen Teufel tun und sich um andere Dinge kümmern.

Für Bert bedeutete dies freie Bahn.

Noch einmal schaute er in das Restaurant, sah die Reisenden in bester Stimmung und zog sich zurück.

Er wußte genau, wo er die Niedergänge finden konnte, die ihn in den Bauch des Schiffes brachten. Neben einem kleinen Aufbau unter dem Ruderstand blieb er stehen. Schwingende Türen zitterten bei jeder Bewegung des Schiffes. Sie rollten die lange Dünung mit ab, und die Angeln quietschten. Die Geräusche hörten sich an wie die Schreie von geisterhaften Wesen.

Steenbergen drückte die Tür auf. Um in den Niedergang zu schreiten, mußte er den Kopf einziehen. Schon bald entdeckte der sportlich wirkende Mann den Weg nach unten.

Er ging über Holzstufen und bemühte sich, so wenige Geräusche wie möglich zu verursachen. Über sich hörte er den Lärm. Danach zu schließen, mußte er sich unter dem Restaurant befinden, in dem die Reisegruppe feierte.

Je tiefer er kam, um so leiser wurden die singenden Stimmen. Die Dschunke schluckte ihn wie das große Maul eines Ungeheuers. Er verschwand in dem stockfinsteren Rachen, vernahm das Rauschen des Wassers jenseits der Bordwände und merkte auch das Schaukeln.

Ruhig war es nicht. Irgendwo knarrte und ächzte immer etwas.

Das Holz arbeitete und bekam zudem noch eine gewisse Belastung zu spüren.

Er schluckte ein paarmal. Vom Magen her war ein seltsamer Druck in seine Kehle gestiegen.

Bert empfand dies als Warnung. Ja, sein Körper wehrte sich, er schaltete einen gewissen Abwehrmechanismus ein, doch Steenbergen hatte einmal seinen Entschluß gefaßt und war davon nicht abzubringen.

Er mußte diesem Geheimnis auf die Spur kommen!

Dunkelheit hielt ihn umfangen. Sie machte ihm nichts aus, denn er hatte vorgesorgt und eine kleine Taschenlampe mitgenommen. Die schaltete er nun ein.

Es war tatsächlich ein Bauch, der ihn geschluckt hatte. Wie ein

gieriges Loch, das mit einigen Gegenständen angefüllt war. Er sah Säcke und Kisten. Wahrscheinlich befand sich darin der Proviant. Als er den Lampenstrahl über die Ladung huschen ließ, erkannte er anhand der Beschriftung, daß er sich nicht geirrt hatte.

Nur eben keine Spur von der Besatzung.

Nun ist eine Dschunke größer als ein normales Motorboot, aber auch bei dieser Größe fiel es einer Anzahl von Leuten schwer, sich zu verbergen. Für den Reiseleiter gab es nur eine Alternative.

Die Besatzung der Brigantine mußte sich zusammen in einem einzigen Raum befinden.

Wo fand er diesen? Mehr am Bug oder am Heck des Schiffes?

Steenbergen wollte weitersuchen. Nach wie vor ging er langsam und bedächtig. Er vermied jedes unnötige Geräusch, auch die Lampe schaltete er nur hin und wieder ein.

Das Schiff stampfte. Steenbergen hatte Mühe mit dem Gleichgewicht, er ging schneller und erreichte eine Tür.

Mit dem rechten Ellbogen stieß er noch gegen das dicke Holz, ließ sich wieder zurückschaukeln und stellte fest, daß die Tür bis auf einen Spalt verschlossen war.

Steenbergen schaute hindurch.

Hinter der Tür gloste ein seltsames Licht. Mehr düster als hell, einen bläulichen Schein ausstrahlend, der einen Stich ins Rotviolette besaß.

War dies normal?

Steenbergen dachte daran, was ihm bisher widerfahren war, und er wollte nicht glauben, daß alles mit rechten Dingen zuging.

Wenn er nachschauen wollte, blieb ihm nur eine Möglichkeit. Er mußte die Tür sprengen.

Tief holte er Luft. In seine Augen trat ein gespannter Ausdruck.

Einen Schritt ging er noch zurück und wuchtete sich voran. Den Fuß hatte er halb erhoben. Sein Tennisschuh mit der dicken Sohle prallte gegen die rechte Hälfte.

Er hörte ein Brechen, ein Splittern, der Riegel war durchbrochen, die Türhälfte flog nach innen.

Freie Sicht für Steenbergen!

Was er zu sehen bekam, ließ ihm die Haare zu Berge stehen, und sein Schrei ging im Rauschen der Wogen unter…

***

Sie waren alle versammelt. Nur nicht so, wie Steenbergen es angenommen hatte. Ihre Gesichter steckten innerhalb der Bordwände.

Sie glühten in einem unnatürlich düsteren Farbton, und es waren allesamt Vampirfratzen. Als die Tür durch den Tritt gesprengt worden war, hatte dieses Geräusch die Aufmerksamkeit der versammelten Gestalten auf eine bestimmte Stelle konzentriert.

Sie starrten hin!

Steenbergens Schrei brach ab. Er schlug beide Hände gegen sein Gesicht, als wollte er nicht wahrhaben, was man ihm dort zeigte. Es war einfach zu grauenhaft. Am liebsten wäre er geflohen, doch da gab es eine Kraft, die dies verhinderte.

Wer zu ihm sprach, hörte er nicht. Jedenfalls war die Stimme da, und ihr Flüstern erinnerte Steenbergen an einen tödlichen Hauch, dem keiner entgehen konnte.

»An die Rah, wir werden dich an die Rah hängen. Du hast uns nicht glauben wollen, nun beweisen wir dir das Gegenteil…«

Steenbergen duckte sich unter jedem Wort zusammen. Es hatte ihn sehr hart getroffen, und seine Knie begannen zu zittern, als wären sie mit einer weichen Masse gefüllt worden.

Hatte er vorhin nicht hinsehen können, so geschah nun das glatte Gegenteil. Seine Arme sanken nach unten, der Blick war frei, und wieder erkannte er das Schreckliche.

Die Köpfe in den beiden Bordwänden hatten sich so gedreht, daß sie ihn anschauen konnten. In keinem Gesicht las er Gnade. Jeder Mund war aufgerissen, so daß die langen Vampirzähne hervorstechen konnten.

Steenbergen wußte, was ihm bevorstand. Er hatte über Vampire genug gelesen. Sie wollten das Blut der Menschen. Nur hätte er nie daran gedacht, daß es solche Wesen tatsächlich geben würde.

Oder waren sie nicht echt?

Er wußte es nicht, aber er wollte es herausfinden, deshalb bewegte er sich nach vorn.

Seine Schritte hallten dumpf von den Bordwänden zurück, als er schwerfällig ging. Die Lippen zuckten, er wollte nicht, doch er mußte, denn die andere Kraft war stärker und trieb ihn wie einen Schlafwandler voran in das Verderben.

Schritt für Schritt näherte sich Bert Steenbergen seinem eigenen Ende, seiner Vernichtung als Mensch.

Die Gesichter rahmten ihn ein. Sie waren gleich. Ob er nach rechts oder links schaute, überall starrte man ihn an, überall lauerten die Bluthauer dieser Monstren.

Nur bei einem Gesicht nicht. Es lag, von Steenbergen aus gesehen, auf der linken Seite. Ein menschliches Gesicht, ein normales, in dem die Angst um Bert zu lesen war. Der Mann hatte den Mund geöffnet, er schien dem Reiseleiter eine Warnung zurufen zu wollen, nur – wer verstand schon einen Stummen?

Auch Steenbergen nicht.

Und so ging er weiter!

Kalt rieselte es über seinen Rücken. Die Knie zitterten, er fror und schwitzte zur gleichen Zeit. Die Gesichter begannen, wenn er sie

anschaute, zu tanzen. Ein Reigen von widerlichen, teuflischen Fratzen, der ihn umgab und nicht mehr loslassen würde.

Es waren unsichtbare Klauen, die ihn festhielten. Das änderte sich plötzlich, denn nicht nur die Gesichter bewegten sich, es erschienen auch Arme und Klauen, die zwischen den Köpfen aus beiden Seiten der Bordwand hervorstachen.

Sie wollten ihn haben!

Steenbergen konnte nicht mehr ausweichen. Als er die ersten Berührungen spürte und die Kälte wahrnahm, da zuckte er zusammen wie unter Peitschenhieben.

Er drehte sich noch, es war umsonst. In welche Richtung er sich wandte, die Klauen waren überall, und sie hielten ihn eisern fest: Erst in diesem Moment wich der Bann. Steenbergen war klar, was ihm da bevorstand und in welch eine Lage er sich selbst hineinmanövriert hatte.

Es gelang ihm noch, um sich zu schlagen. Beide Fäuste setzte er ein, traf auch die Ziele und spürte die Kälte, die von diesen unheimlichen Klauen ausging.

Durch diese Adern floß kein menschliches Blut mehr, das war ihm längst klargeworden.

Vor seinem Gesicht tauchte eine Hand auf und wurde übergroß.

Dann schlug sie zu.

Fünf Finger fuhren gierig über seine Haut. Nägel stachen hinein, verletzten ihn, hinterließen lange Streifen, die sich mit Blut füllten, das erst richtig hervorquoll, als die Kraft der Arme Steenbergen rücklings zu Boden schmetterte.

Dort lag er nun. Unfähig, sich zu rühren. Die Angst hatte ihn zur Bewegungslosigkeit verdammt, er war nahe daran, aufzugeben, dies dokumentierte er auch, indem er die Arme nach hinten warf und sich so aufgab.

Steenbergen starrte nach oben. Er sah die Fratzen der Vampire, und er hörte ihr gieriges Hecheln. Über ihm tanzten die Arme, Hände öffneten und schlossen sich. Die Finger glichen in diesen Momenten kleinen Schlangen, die nur darauf warteten, dem Opfer einen tödlichen Biß zu versetzen.

Der Tod würde kommen.

Er kam in Gestalt der Monstren.

Steenbergen mußte erleben, wie sie das Gefängnis verließen. Es geschah lautlos. Sie bewegten sich mit schlangengleichen Bewegungen und krochen aus den beiden Bordwänden hervor.

Bisher waren sie nur zweidimensional gewesen, nun aber nahmen sie eine dreidimensionale Gestalt an. Sie wurden so wie die Menschen, besaßen Länge, Breite und Höhe.

Ein Bild des Schreckens…

Noch lebte Steenbergen, und er nahm die schrecklichen Augenblicke in sich auf wie ein Rauschgiftsüchtiger seinen Stoff. Er sah das Tanzen der Gesichter über ihm, horte das Fauchen, hin und wieder ein Lachen und erkannte schließlich innerhalb des höllischen Vampirreigens nur mehr die langen Blutzähne.

Sie wollten töten!

Aus seinem offenen Mund drang ein Röcheln. Speichel sprühte vor seinen Lippen. Etwas hielt sein Herz umschnürt, als wollte es das Organ daran hindern, weiterzuschlagen.

Bert Steenbergen vernahm die Echos der Schläge in seinem Kopf.

Die Angst steigerte sich noch mehr, und er wußte bald nicht, was er unternehmen sollte.

Sie fielen auf ihn.

Er spürte den Druck ihrer totenstarren und kalten Leiber. Sein Mund öffnete sich zu einem Schrei.

Bevor er noch über die Lippen dringen konnte, erschien die Klaue und preßte sich auf seinen Mund. Steenbergen hatte sie nicht gesehen, der Vampir lauerte hinter ihm.

Seine kalte Hand erstickte jeglichen Versuch eines Schreis. Der Reiseleiter wollte sich aufbäumen, da waren die anderen Klauen, die ihn gnadenlos hielten und zurückdrückten.

Der Tod rückte näher…

Zeitlich gesehen konnte es sich nur mehr um Sekunden handeln, bis es soweit war. Steenbergen erlebte die letzte Zeitspanne seines normalen Lebens als Alptraum, bevor er an beiden Halsseiten gleichzeitig die kurzen, aber schmerzhaften Einstiche spürte.

Die Vampire hatten zugebissen!

Das Gesicht des Mannes verzerrte sich. Er wollte plötzlich nicht mehr und sah sich von einem seltsamen Nebel umwallt, der bereits eine blutrote Farbe angenommen hatte.

Der Nebel blieb nicht nur, er wurde dichter und dunkler. Die Schatten des Todes glitten lautlos heran. Noch konnte er Geräusche verstehen und hörte die Worte des Blutsaugers.

»Einer von uns! Er ist einer von uns…« Dann schluckte ihn die Schwärze!

***

Mandra Korab hatte das Grauen mit ansehen müssen!

Für ihn, der es sich zur Aufgabe gemacht hatte, das Böse zu bekämpfen, war es eine mörderische Tortur gewesen. Das Gefangensein, die Hilflosigkeit und den anderen sterben zu sehen, hatte an seiner Psyche gezerrt, und er war noch nie in seinem Leben so deprimiert gewesen.

Er konnte sich nicht rühren. Das unheimliche Gefängnis umschloß

ihn wie eine Klammer. Es zerrte ihn zu, es war grauenhaft, und Mandra gelang es nicht einmal zu schreien.

So blieb er in der Bordwand eingeschlossen, ohne sich zu rühren.

Aus den Gesichtern wurden Menschen, aus Geistern Personen, die Magie des Fratzengesichts ermöglichte dies. Und so stiegen sie aus ihren Gefängnissen, um sich um das neueste Opfer zu kümmern.

Vergeblich wehrte es sich, die Blutsauger waren schneller und stärker.

Schon bald lag der andere auf dem Rücken. Ohne sich zu wehren oder überhaupt zu rühren, empfing er die Bisse.

Jeder wollte.

Und ein jeder bekam einen Teil des Bluts. Sie richteten sich der Reihe nach auf, stießen zufrieden klingende Geräusche aus und wischten über das, was man bei ihnen nur entfernt als Lippen bezeichnen konnte.

Blutstreifen blieben zurück, in den Augen der Monstren lag ein zufriedenes, irgendwie sattes Glitzern, und so nickten sie sich zu, denn ihre erste Aufgabe war erledigt.

Mandra rechnete damit, daß sie den Raum verlassen würden. Das taten sie nicht, denn sie warteten auf ein bestimmtes Ereignis. Der hilflose Inder brachte es nicht mit dem Fratzengesicht in Zusammenhang, ihn beschäftigte ein bestimmter Verdacht, und er sah sich nicht getäuscht.

Wieviel Zeit genau vergangen war, wußte er nicht zu sagen, jedenfalls folgte der Tote den Gesetzen der uralten Schwarzen Magie. Er war von Vampiren gebissen worden und wurde durch den Biß zu dem gemacht, was auch die anderen waren.

Zu einem Blutsauger!

Zunächst stöhnte er. Es war ein lautes Geräusch, ein Ächzen, das durch den Kaum schwang. Dann bewegte er seinen Körper, rollte ihn auf die Seite und kam allmählich in die Höhe. Kniend blieb er, starrte zu Boden, schüttelte den Kopf, bevor er ihn allmählich anhob. Steenbergen schaute schräg nach links. Die Verlängerung seiner Blickrichtung fand ein exaktes Ziel.

Mandras Gesicht!

Die Blicke der beiden bohrten sich ineinander. Steenbergens früher so helle Haut schimmerte in einem bläulichen Ton, als wären Schatten über sein Gesicht gefallen.

Nur sehr langsam Öffnete er den Mund.

Der Inder sah die Zeichen!

Zwei spitze Vampirzähne.

Das war der Beweis. Auch dieser Mensch hatte sich in die Reihe der übrigen Blutsauger eingefügt, und er wurde von seinen Artgenossen begrüßt, die nacheinander zu ihm kamen und ihm auf die Schulter

klopften oder ihn streichelten.
Sie hatten ihn in ihrer Mitte aufgenommen. Er gehörte zu ihnen, daran gab es nichts zu rütteln.
Und sie gingen, Mandra schaute ihnen nach, wie sie sich mit der Vampiren angeborener Langsamkeit bewegten. Zeit bedeutete für die Blutsauger nichts. Sie nahmen sich sowieso, was sie brauchten.
Da kam es auf Minuten oder manchmal Stunden nicht an.
Der Reihe nach verließen sie den Raum. Ihre Schritte klangen dumpf.
Sie erzeugten an den Wänden Echos, und als sie die zerstörte Tür noch weiter aufstießen, knarrte sie in den Angeln.
Wenig später waren sie nicht mehr zu sehen. Mandra hörte sie an Deck gehen.
Er hatte das Gefühl, Tränen der Wut weinen zu müssen. Das war ihm nicht möglich. Als einziger blieb er zurück, und es kam ihm vor, als würde diese Gefangenschaft ein Leben lang andauern…

***

Die unheimliche Prozession erreichte das Deck.
Noch immer fuhr die Brigantine durch die Dunkelheit. Aus dem Restaurant erklang Gesang, der hin und wieder von einem rauhen Gelächter begleitet wurde.
Kein Mensch war mehr auf dem Deck zu sehen. Scharf fuhr der Wind heran und blähte das Segel noch stärker auf. An ihm tat sich etwas. Ein unheimliches Gesicht erschien. Wie aus dem Nichts tauchte es auf.
Riesig, geisterhaft und alles beherrschend.
Zur einen Hälfte Mensch, zur anderen Monster!
Mensch und Vampir waren hier eine ideale Verbindung eingegangen und hatten das Fratzengesicht geschaffen. Eine uralte chinesische Legende war Wirklichkeit geworden. Was in der Vergangenheit geboren wurde, würde in der Gegenwart zuschlagen.
Der Kapitän hatte darauf gewartet. Er besaß als einziger die Übersicht und verließ den Ruderstand.
Als die ersten Vampire sich an Deck verteilt hatten, stand er schon vor ihnen und erwartete sie mit offenen Armen.
»Seid mir gegrüßt, Diener des Fratzengesichts! In dieser Nacht erfüllt sich der alte Fluch. Vollzieht das nach, was die Legende berichtet.«
Weitere Worte brauchte Xang nicht mehr an die unheimlichen Gestalten zu richten. Sie wußten genau, was sie zu tun hatten, und lenkten ihre Schritte den bestimmten Positionen zu.
Xang hatte keine Augen mehr für sie. Er schaute das Fratzengesicht innerhalb des großen Segels an.
Beide Mäuler waren weit aufgerissen. Sie bewegten sich, als wollte das Gesicht Worte und Befehle aussprechen. Das geschah vorerst nicht, dennoch mußte es von seinen Dienern verstanden worden sein,

denn sie machten sich daran, das ungeschriebene Gesetz zu erfüllen.

Sie kletterten in die Wanten.

Der Wind zog und zerrte an ihren Körpern. Mit den Klauen hielten sie sich fest, zogen ihre steifen Körper nach und schafften es, höher und höher zu klettern.

Jeder besaß seinen bestimmten Platz, den er einzunehmen hatte.

Einer von ihnen gab nicht acht. Ein Windstoß erfaßte ihn, der Vampir verlor den Halt und flog wie eine Puppe nach unten.

Schwer krachte er auf das stabile Dach des Restaurants. Der Schlag war auf dem gesamten Deck zu hören. Was einen Menschen vielleicht getötet hätte, tat dem Vampir nichts. Er richtete sich sehr schnell wieder auf und begann noch einmal mit seiner Kletterei.

Der Kapitän beobachtete unterdessen durch die Fenster die Reaktionen der Passagiere.

Xang verfolgte den hochhangelnden Vampir mit seinen Blicken.

Der Kopf des Blutsaugers stand seltsam verdreht, so als hätte er sich das Genick gebrochen, was durchaus bei einem Fall aus dieser Höhe zutreffen konnte. Es machte einem Vampir nichts aus. So konnte man ihn nicht vernichten. Das mußte schon auf andere Art und Weise geschehen.

Der Kapitän war zufrieden. Ein jeder seiner blutsaugenden Besatzungsmitglieder nahm seinen Platz ein.

Wie es die Legende vorschrieb!

»Hängt sie an die Rah!« So hatte der laute Schrei damals geheißen.

Und sie waren aufgehängt worden.

Wie jetzt!

Nur war heute niemand da, der sie aufhing. Der Fluch mußte erfüllt werden, erst dann konnte es zu einer Erlösung kommen.

Das Fratzengesicht schaute zu. Bei jeder Bewegung des Segels veränderten sich auch die Gesichtszüge des Monstrums. Manchmal wurden sie faltig, dann blähten sie sich wieder auf und nahmen dann ballonartige Züge an. In den Augen nistete das Grauen, die Blicke des monströsen Gesichts waren wie funkelnde Dolche. So scharf.

Die Dschunke ritt auf der Dünung. Wenn die Wellen quer anliefen, sprühte die Gischt als feiner Regen über Bord.

Das Knarren und Ächzen der Takelage hörte sich an wie das Stöhnen sterbender Geister.

Auf diesem Schiff lauerte das Unheil…

Und Xang lachte lauthals, als er sah, daß alle Vampire an der Rah hingen. Sie führten die Stricke bei sich und hatten sie sich selbst um die mageren Hälse gelegt.

So schaukelten sie im Wind, der mit ihren Körpern spielte.

Der Plan war perfekt, die Insel erreicht.

Und Xang hielt nichts mehr auf seinem Platz. Er trat vor und Öffnete

die Türen des Bordrestaurants…

***

Der Wind wehte durch Susans Haare und riß ihr die geschrienen Worte von den Lippen. »Rede, du verfluchter Bastard! Wer hat meinen Bruder getötet? Warst du das?«

Piau-Tu gab keine Antwort. Wir hatten ihn an die Reling gefesselt, und er war durch das über Bord spritzende Gischtwasser ebenso durchnäßt wie wir. Die See war unruhig, das Motorboot hatte zu kämpfen, um die langen Wellen abreiten zu können.

»Sag es!«

Susan bekam keine Antwort. Sie gab diese dem anderen auf ihre Weise und schlug zu.

Zweimal klatschte ihre Hand gegen die Wange des Chinesen.

Dessen Kopf wurde geschüttelt, doch eine Antwort konnte Susan nicht aus ihm herauspressen.

Als sie zum drittenmal zuschlagen wollte, war ich bei ihr und schnappte ihr Handgelenk.

Sie fluchte, fuhr herum, ich ließ nicht los, und sie schleuderte mir ihre nächsten Worte entgegen. »Verdammt noch mal, laß mich mit dem Kerl allein. Ich werde schon mit ihm fertig.«

»Aber nicht auf diese Art und Weise!«

»Wie denn?«

»Das werden wir sehen.«

Scharf lachte sie mich an. »Wir werden sehen. Wir werden immer nur sehen. Ich sehe keinen Erfolg, John Sinclair!«

Da hatte sie recht und auch nicht. Immerhin hatten wir es geschafft, das Boot zu besorgen und unseren Gefangenen ruhig zu bekommen. Wir hatten uns auch nach der Lage dieser Insel erkundigt und sie auf einer Seekarte gefunden, die Suko neben sich liegen hatte, denn er steuerte das Boot.

Ich wischte mir Gischtwasser aus dem Gesicht. Fast drängend sprach ich auf die Frau ein. »Tun Sie mir einen Gefallen, Susan! Lassen Sie sich um Himmels willen zu nichts hinreißen, das Sie später bereuen!«

»Später? Gibt es das für uns?«

»Ja.«

Sie stellte die Kapuze der wasserdichten Jacke hoch. »Ich kann daran nicht glauben. Es ist bereits zu viel Zeit vergangen. Dieser Mensch hier«, sie deutete auf Piau-Tu, »hält uns zum Narren. Begreifen Sie das nicht, John Sinclair?«

»Er hat sich bisher kooperativ gezeigt.«

»Unter Zwang.«

»Na und?«

»Was haben wir denn erreicht? Die Insel hätten wir auch ohne seine

Hilfe gefunden. Er hat uns nicht gesagt, was uns auf dem verdammten Eiland erwartet.«

»Das werden wir sehen.«

»Sind Sie denn auf alles gefaßt?«

»Ja.«

Sie hob die Schultern. »Okay, Sie haben gewonnen. Ich werde wie Shao brav unter Deck gehen und abwarten, wie sich alles entwickelt. So gehört es sich doch für eine Frau – oder?« Nach diesen Worten stampfte sie hart mit dem rechten Fuß auf. Ein Zeichen dafür, wie wütend sie die Vorgänge und unser letzter Dialog gemacht hatten.

Ohne mich noch einmal anzuschauen, verschwand sie in der kleinen Kabine, wo Shao tatsächlich saß. Ihr war es auf Deck einfach zu naß.

Ich blieb noch für einen Moment, denn mich interessierte Piau-Tu.

Er war naß. Das Spritzwasser hatte dafür gesorgt. Sicherlich würde er sich eine Erkältung holen, aber zu sterben war in jedem Fall schlimmer. Der erste Schock lag hinter ihm. Als ich ihn anschaute, verzog sich sein Mund zu einem breiten Grinsen.

»Was freut Sie so?«

»Euer Tod.«

»Noch leben wir.«

»Sicher, nur werdet ihr die Nacht nicht überstehen. Wenn du sensibel bist, Sinclair, kannst du es hören.«

»Was?«

»Lausche in die Nacht«, erwiderte er gerade so laut, daß ich es mitbekommen konnte. »Lausche hinein, da pfeift der Wind, aber es sind bereits die Stimmen der Gehängten. Die Geister der Toten ruhen nicht. Sie warten auf dich am Todesfelsen.«

Ich nickte. »Sollen sie! Und vor allen Dingen dein Herr und Meister, das Fratzengesicht.« Mit diesen Worten ließ ich ihn stehen und begab mich zu Suko.

Der Inspektor drehte sich um, als er mich geduckt in den kleinen Steuerstand treten sah. »Alles in Ordnung?« fragte ich.

Er nickte.

»Und das Gift?«

Suko grinste nur. »So etwas überstehe ich immer.«

»Ja, wenn man ein Giftzwerg ist.«

»Möchtest du mal wieder mit einem Krankenpfleger flirten?« erkundigte er sich.

»Nein, nein, du reichst mir.« Ich schaute durch die Scheibe, Die See war unruhig. Die beiden großen Wischblätter arbeiteten im Takt, um das Spritzwasser vom Glas zu schleudern.

Auf der Dünung sah ich Schaumkronen tanzen. Der spitze Bug zerschnitt die Wellen. Sie fielen zu beiden Seiten auseinander.

Seekrank waren wir zwar nicht geworden, ein komisches Gefühl

breitete sich dennoch in meinem Magen aus. Hätte mir in dieser Situation jemand etwas zu essen angeboten, ich hätte selbst ein Filetsteak abgelehnt.

»Ich gehe mal zu Shao rüber!«

»Und der Gefangene?« fragte Suko.

»Wird laufend geduscht.«

Mein Freund lächelte. »Andere hätten ihn härter bestraft.«

»Da sagst du was.«

Es gab eine Kabine unter Deck. In ihr hockten die beiden Frauen.

Sie hatten auf der an der Wand angebrachten Bank ihre Plätze gefunden.

Ihre Hände hielten Teegläser umklammert. Das heiße Getränk wärmte auch die Finger.

Ich mußte mich wieder ducken. Shao rückte ein Stück, so daß ich mich ebenfalls setzen konnte.

»Gibt es was Neues?« fragte die Chinesin.

»Nein.«

»Wir werden den anderen wohl die Initiative überlassen müssen«, erklärte Susan.

Ich schüttelte den Kopf. »Seien Sie doch nicht so verbittert.«

»Was heißt verbittert? Ich sehe nur die Tatsachen.«

»Und die lauten Ihrer Meinung nach?«

»Daß wir uns auf dem Rückzug befinden.«

»Überlassen Sie das mal uns. Zudem möchten wir nicht mit offenen Augen in das Verderben rennen.«

Susan Perth hob nur die Schultern. Auch Shao tat dies, nur wirkte ihre Geste anders. Irgendwie deprimierter, so daß ich mich gezwungen sah, eine Frage nach ihrem Zustand zu stellen.

»Was ist los, Mädchen?«

Shao bewegte sich. Sie trug, wie wir alle, eine grüne Wetterjacke, die auch Wasser abstieß. »Ich weiß es nicht genau, John, aber ich spüre etwas.«

»Kannst du das genauer definieren?«

»Vielleicht.« Sie starrte an der ihr gegenübersitzenden Susan vorbei ins Leere. »Da stimmt einiges nicht, weißt du. Es ist das Feeling. Ich glaube, John, mich holt allmählich meine Vergangenheit ein.«

»Amaterasu?« fragte ich überrascht.

Shao nickte.

Susan wollte eine Frage stellen. Sie sah, wie ich abwinkte und hielt den Mund.

Amaterasu war eine japanische Sonnengöttin. Und Shao gehörte praktisch zu ihren Nachkommen. Vielleicht war sie die letzte in dieser Ahnenreihe, wobei sich die Mythologien des alten Japan und des alten China miteinander vermischten.

»Woran merkst du es?«
»An meinem Blut!« hauchte sie. »Es gerät in Wallung. Wir nähern uns dem Ziel.«
»Was erwartet uns?«
»Ich weiß es nicht, John. Noch nicht.«
Die Situation wurde angespannter. Ich hatte selbst miterlebt, wie Shao sich verändern konnte, wenn sie den Geist der Sonnengöttin in sich spürte. Dann war sie plötzlich eine andere. Als ich gegen Xorron und dessen Totenheer antreten mußte, war es geschehen.
»Kannst du mir einen Gefallen tun, John?« fragte sie mich.
»Natürlich.«
»Hol mir den Gefangenen. Ich werde mit ihm Kontakt aufnehmen. Ich glaube, ich kann ihn dahingehend beeinflussen, daß er mehr redet. Er muß sprechen…«
Ich sprang schon hoch, gab nicht acht und stieß mir an der Decke den Kopf. Darum kümmerte ich mich nicht, sondern eilte aus der kleinen Kajüte.
An Deck packte mich der Wind. Er kam von vorn. Ich ging geduckt gegen ihn an.
Piau-Tu erwartete mich. Sein dickes Gesicht glänzte naß. Mit einer Handschelle hatte ich ihn an die Reling gekettet. Ohne ein Wort zu sagen, trat ich neben ihn und schloß die Acht aus Kunststoff auf.
»Du gehst jetzt mit. Und keine…«
Das Wort Dummheiten blieb mir im Hals stecken, denn seine Linke traf mich an der Wange.
Diesem Hammerschlag konnte ich nichts entgegensetzen. Er schleuderte mich mit dem Rücken bis gegen die Reling. Ich spürte den Schmerz im Rücken und im Kopf.
Aufgeben durfte ich nicht. Wenn Piau-Tu es gelang, richtig nachzusetzen, war ich verloren.
Er kam.
Und ich trat zu.
Ich traf ihn dort, wo es wehtat, doch ich rechnete nicht mit seinen nahezu raubtierhaften Reaktionen. Bevor ihn mein Tritt zurückschleudern konnte, hatte er seine Arme vorgeschlagen und umklammerte mein Bein. Er lachte rauh, als er es herumdrehte.
Ich konnte mich nicht mehr halten, schlug zwar die Arme noch nach hinten, um mich an der Reling abzustützen, doch das Metall war naß.
Ich rutschte ab.
Hart knallte ich auf die Planken. In meinem Kopf schien irgend etwas zu explodieren. Besonders über den Augen spürte ich den Schmerz.
Dort war ich gegen einen harten Gegenstand geprallt.
Nur nicht bewußtlos werden. Nur nicht…
Piau-Tu stampfte näher. Dieser Hundesohn hatte Kraft. Er riß mich in

die Höhe, lachte dabei in mein Ohr und versprach, mich über Bord zu werfen. Das hätte er sicherlich beim ersten Anlauf schon geschafft, wäre mir nicht eine Welle zu Hilfe gekommen, die das Boot von der Seite her packte, so daß wir beide den für uns nicht kontrollierbaren Kräften Tribut zollen mußten und quer über das Deck taumelten. Dabei ließen wir uns nicht los und prallten an der Steuerbordseite gegen die Reling.

Ich trat nach hinten zweimal hart aus, während mich die Arme des Mannes wie Ketten umspannten. Er wollte mich hochwuchten, wieder trat ich, spürte Widerstand und hörte einen Fluch.

Dann packten zwei Hände in meine Haare, wollten den Kopf nach vorn drücken, während ich die Ellenbogen nach hinten schlug.

Der Druck lockerte sich, ich konnte herumfahren und den anderen etwas zur Seite schieben.

Keiner von uns wollte aufgeben, so daß es zu einem verbissenen Kampf auf Leben und Tod kam.

Piau-Tu griff in der Art eines Karatekämpfers an. Er versuchte, mit einem Fußtritt meinen Kopf zu treffen.

Riesengroß wurde sein Schuh. Ich ließ mich in die Knie sacken, so verfehlte mich der Tritt, aber der nächste folgte. Und der erwischte mich an der Schulter.

Wieder fiel ich auf den Rücken. Bisher hatte mir mein Gegner noch keine Gelegenheit gegeben, die Waffe zu ziehen. Mit ihr hätte ich ihn stoppen können, doch der Kampf war einfach zu schnell. Mit beiden Füßen wollte Piau-Tu auf mich springen.

Ich rollte zur Seite, er sprang daneben, begann zu fluchen und sah mich in die Höhe kommen.

Er warf sich sofort auf mich. Diesmal entkam ich ihm nicht. Der Anprall raubte mir den Atem. Ich schrie unwillkürlich auf und mußte zurück bis an die Reling.

Dort war es zu Ende.

Sein dreckiges Lachen bewies mir die Stärke. Und auch seine Worte sowie die nächste Tat.

»Sumo-Ringer war ich«, flüsterte er. »Hast du verstanden, Sinclair? Sumo-Ringer!«

Das zeigte er mir. Ich hatte überhaupt keine Chance. Die Planken des Schiffes verschwanden unter meinen Füßen, den Rand der Reling spürte ich noch in meinem Rücken, bevor ich hinüber kippte.

Im letzten Augenblick schlug ich meine Arme noch vor. Die Hände verhakten sich in der Kleidung des Chinesen, und genau jetzt legte sich das Boot so zur Seite, daß wir uns beide nicht halten konnten.

Auch Piau-Tu bemerkte, was da auf ihn zukam. Gegen die Fliehkraft konnte er nicht ankämpfen. Er schrie noch, dann spürten wir beide die Kälte des Wassers, als es über uns zusammenschlug.

Wir sackten ab.

Verzweifelt versuchte ich mich aus den Klauen des anderen zu lösen.

Es gelang mir nicht. Piau-Tu hielt fest. Ich hatte das Gefühl, einem Selbstmordkandidaten in die Hände gefallen zu sein. Wenn ich ertrank, war es auch für ihn das Ende.

Unter Wasser traf mich der Schlag auf den Kopf. Eine Hand hatte Piau-Tu gelöst.

Dieser Hieb reichte aus.

Ich dachte nur mehr daran, nicht den Mund zu öffnen, ansonsten sah ich nur Wasser und Dunkelheit.

Letztere war stärker.

Ich fiel ins Endlose…

***

Irgendwann wurde ich wieder wach!

Also war ich doch nicht gestorben, dachte ich und wollte mich bewegen. Das war nicht möglich.

Man hatte mich gefesselt.

Seltsam, daß mir dies sofort auffiel, und ich merkte auch, daß ich nicht lag, aber ich spürte eine blutstockende Kälte. Nur allmählich gelang es mir, die Augen zu öffnen und mich zu orientieren, wo ich überhaupt war.

Etwas rollte heran. Ich bekam einen furchtbaren Schreck, weil es für mich wie ein gläsernes Ungeheuer aussah, das mich im nächsten Augenblick überspülte.

Es war kein Ungeheuer, sondern Wasser.

Meerwasser!

Die Welle rollte zurück, ich bekam wieder Luft, atmete hastig durch und stellte fest, daß mir das Wasser nur mehr über den Gürtel reichte.

Ja, die Hose trug ich noch, auch das Hemd. Es war zerfetzt, alles andere hatte man mir abgenommen.

Natürlich auch die Waffen. Mandras Dolch besaß ich ebensowenig wie die Beretta. Von meinem Jackett ganz zu schweigen. Dafür rollte die nächste Welle heran.

Diesmal überspülte sie mich nicht, und als sie wieder zurücklief, spürte ich den kalten Wind auf der nackten Haut. Mir wurde klar, daß meine Gegner überhaupt nichts zu tun brauchten. Das Wetter und die Witterungsumstande würden schon dafür Sorge tragen, daß ich irgendwann erfror.

Mir fiel etwas ein.

Todesfelsen!

Und plötzlich wußte ich Bescheid. Mir war klar, weshalb ich mich nicht bewegen konnte. Man hatte mich an einen dieser Todesfelsen gefesselt. Hinter mir ragte er aus dem Wasser. Wie hoch er war,

konnte ich nicht erkennen, denn es gelang mir nicht, den Kopf zu drehen. Ich spürte nur das harte Gestein in meinem Rücken, und als ich mich stärker dagegenpreßte, merkte ich seine Schärfe. Die Kanten zerfetzten mein Hemd, sie schnitten zudem in die Haut an meinem Rücken, wo sie bereits blutige Stellen gerissen hatten.

Und dann hörte ich etwas, das mir überhaupt nicht gefiel. Ein leises Klirren.

Das Geräusch kam mir bekannt vor. Ich schaute nach links und sah die dunkle, schwarz glänzende Kette, deren eherner Ring meinen Unterarm umschloß.

Die Stricke hatten mir die Brust zusammengeschnürt und am rechten Arm hielt mich ebenfalls der dunkle Kettenring fest. Zum Glück konnte ich den Kopf frei bewegen, auch die Beine waren nicht gefesselt, aber das übrige reichte.

Wieder rollte eine Welle heran. Wie ein gläserner Teppich kam sie mir vor. Ich sah jetzt, daß diese Welle höher war, atmete schnell ein und hielt die Luft an, als sie mich überspülte. Für Sekunden hatte ich das Gefühl, in einem Haus aus Wasser zu sitzen, dessen Strömungen an meinem Körper zerrten und rissen. Nahe meiner Beine entstand ein Sog.

Ich hatte Mühe, mit den Füßen auf dem Grund zu bleiben. Als das Wasser zurücklief und um den Felsen schäumte, verstärkte sich der Sog noch. Diesmal packte ich es nicht mehr. Die Kraft riß mir die Beine weg, ich schwebte im Wasser und wurde nur von den Ketten, beziehungsweise den Stricken gehalten. Beide schnitten tief in meine Haut, was mir wahrhaftig nicht angenehm war. Ich strampelte, wobei es mir erst gelang, den Boden zu berühren, als das Wasser abgelaufen war.

Erneut spürte ich die Kälte des Windes. Nach jedem erneuten Naßwerden kam er mir doppelt so eisig vor. Ich schleuderte meine Haare aus der Stirn und dachte an Piau-Tu, den Chinesen, der es geschafft hatte, mich zu überwältigen. Dies schrieb ich meiner eigenen Dummheit zu, aber es war nun mal nichts zu machen.

Hatte er mich gefesselt?

Wahrscheinlich. Ich konnte mir kaum eine andere Möglichkeit vorstellen.

Was bezweckte man mit dieser Gefangenschaft? Es war klar, daß ich darüber nachdachte, zu einem Ergebnis kam ich nicht. Ebbe und Flut gab es hier meiner Ansicht nach nicht, so daß es auch keinen höheren Wasserstand gab, der lebensgefährlich werden konnte.

Es mußte einen anderen Grund geben, und den hätte ich gern herausgefunden.

Plötzlich sah ich etwas, das mir den Atem stocken ließ. Ich konnte den Kopf bewegen, drehte ihn nach rechts und bekam eine relativ

freie Sicht, denn der Felsen hinter mir wuchs so aus dem Wasser, daß er an einer Seite wegknickte und Ähnlichkeit mit dem Bereich einer Riesenhand bekam, wo sich die kleineren Finger befanden.

Etwas schob sich aus der Dunkelheit hervor. Zunächst sah es aus wie ein gewaltiges Ungetüm, und es schien über den Wellen zu schweben.

Als ich es sah, vergaß ich mein eigenes Schicksal und auch die Wellen, die heranrollten und mich überspülten.

Ich schluckte Wasser, hustete, schluckte noch mehr und hatte plötzlich das Gefühl, ersticken zu müssen.

Endlich rollte die Woge wieder zurück. Als ich mir das Wasser aus den Augen gewischt hatte, konnte ich klarer sehen und identifizierte diesen gewaltigen Schatten.

Es war ein Schiff.

Die Dschunke!

Unwillkürlich hielt ich den Atem an. Dabei wurde ich wieder an die Fahrt durch das unterirdische Filmgelände erinnert. Dort hatte ich die Dschunke ebenfalls gesehen. Nur viel kleiner. Hier sah ich sie naturgetreu. Aus meiner Perspektive wirkte sie wie ein Ozeanriese, ein wahres Gebirge, das sich langsam näherschob.

Das also war die Brigantine, um die sich alles drehte. Mein Blick saugte sich an dem Segel fest. Ich hatte es schon einmal in verkleinerter Form gesehen. Jetzt mußte das Fratzengesicht dort ebenfalls erschienen sein, und zwar in seiner gesamten Größe.

Ich reckte mich, so gut es ging, in die Höhe und erreichte zunächst, daß mich die nächste Welle nicht wieder überspülte. Als sie ablief, konnte ich das Schiff besser erkennen und sah das große Mattensegel.

Dort zeichnete sich das Gesicht des Dämons ab.

Fratzengesicht!

Nie hatte ein Ausdruck besser gepaßt. Ich war geschockt, ich war fasziniert, vergaß meine eigene Situation und sah nur mehr diese schreckliche Visage.

Doppelköpfig. Halb Mensch, halb Vampir. Ein fürchterliches Monstrum, das innerhalb des Segels gefangen zu sein schien. Weit hatte es das Maul aufgerissen, der Vampir dürstete nach dem Blut der Menschen, und das Gesicht des Chinesen strahlte eine Grausamkeit aus, die zusätzlich frösteln ließ.

Die nächste Welle rollte mit der Präzision eines Uhrwerks herbei.

Wieder reckte ich mich, wurde dennoch überspült, aber es war nicht so schlimm wie beim vorletzten Mal.

Ich kam sehr rasch zu Atem.

Das Schiff war meinem Blickfeld fast entschwunden. Bug und die Mitte der Dschunke verschwanden hinter den Felsen.

Dafür sah ich das Heck.

Und die Wanten sowie die Rah.

Im ersten Augenblick glaubte ich an eine Täuschung, bis ich erkannte, daß dem nicht so war. In den Wanten und an der Rah hingen die Gestalten. Gehängte.

Ich hielt den Atem an. Es waren Menschen, jedenfalls ihren Körpern nach. Ob sie menschlich reagierten, wußte ich nicht. Jeder Körper war von einem bläulichen Leuchten umgeben, als würde seine Haut das unheimliche Licht abstrahlen.

Das konnte nicht normal sein!

Ich atmete prustend aus. Es war einfach ein zu schauriges Bild, das sich meinen Augen bot. So etwas hatte ich noch nie gesehen. Ein Geisterschiff wie der Fliegende Holländer.

War es tatsächlich nur eine Erscheinung?

So recht wollte ich daran nicht glauben. Nein, dieses Schiff war meiner Ansicht nach echt, auch keine Halluzination, es gab diese Dschunke, und sie glitt auf die Insel mit den vorgelagerten Todesfelsen zu.

Ich wußte nicht, wer am Ruder stand. Derjenige mußte jedoch ein Meister seines Fachs sein, denn er beherrschte die Technik phänomenal.

Durch Strudel und an Klippen vorbei lenkte er das Schiff.

Wahrscheinlich einem natürlichen Hafen zu, denn die Brigantine entschwand meinen Blicken, um möglicherweise irgendwo anzulegen.

Ein Hafen für das Horror-Schiff!

Und ich hing gefesselt am Todesfelsen, ohne eine Chance der Befreiung zu bekommen.

Ich dachte an Suko, Shao und Susan Perth. Sie hatten bestimmt längst bemerkt, daß ich mich nicht mehr auf dem Schiff befand. Was sollten sie zu meiner Rettung unternehmen? Hatten sie mich auf dem Meer gesucht, oder suchten sie mich noch immer?

Wieder kam eine Welle. Ich war in Gedanken versunken und hatte es nicht rechtzeitig geschafft, mich zu ducken. Deshalb wurde ich überspült. Wasser drang in Mund, Nase, Rachen. Ich wartete, bis sich die Woge zurückzog, schüttelte mir die Nässe aus den Haaren und hörte ein kehliges Lachen, das hinter mir aufgeklungen war.

Umdrehen konnte ich mich nicht. Ich brauchte es auch nicht, denn ich wußte, wer das Lachen ausgestoßen hatte.

Piau-Tu!

Trotz der Feuchtigkeit wurde meine Kehle trocken. Meine Waffen hatte ich verloren. Und das Kreuz nutzte mir überhaupt nichts. Ich befand mich in einer absolut sicheren Falle. Wahrscheinlich war der Chinese gekommen, um meinem Leben ein Ende zu bereiten.

Es würde ihm verdammt leichtfallen.

Ich sah ihn noch nicht, dafür hörte ich ihn. Ganz in der Nähe mußten weitere Felsen wie flache Buckel aus dem Wasser schauen, denn es

entstanden die typischen Geräusche, die jemand verursacht, wenn er von Stein zu Stein springt.

Dann war er neben mir. Scharf mußte ich den Kopf nach links drehen, um ihn überhaupt sehen zu können. Er hockte auf einem Felsen.

Allerdings höher als ich, so daß er von den Wellen weder getroffen noch heruntergespült werden konnte.

»Was willst du?« fragte ich.

»Kannst du dir das nicht denken?« Ich hörte den Hohn aus seiner Stimme deutlich hervor.

»Du willst mich erschießen?«

»Nein, John Sinclair, das würde ich nie machen. Aber töten muß ich dich. Nur mache ich mir an dir nicht die Hände schmutzig. Ich habe eine blendende Idee, die unmittelbar mit den Todesfelsen in Zusammenhang steht, denn so wie du sterben wirst, sind vor dir und in früheren Zeiten kaum zu zählende Menschen ums Leben gekommen.«

»Gib mir schon die Kugel!« forderte ich ihn auf.

»Auch das nicht.«

Er mußte etwas Besonderes in der Rückhand haben, wenn er so sprach. Automatisch dachte ich an die Gehängten. Ob er sich ihre Hilfe sichern wollte, um mich ins Jenseits zu befördern?

Es war alles möglich. Deshalb wartete ich auch lauernd ab, wobei mir einfiel, daß ein Zeitgewinn kostbar war, und ich weitere Fragen stellte.

»Weshalb hast du mich gerettet?«

»Weil das Ertrinken ein zu sanfter Tod gewesen wäre. Wir haben uns etwas anderes ausgedacht. Sei froh, daß ich so gut schwimmen kann. Es war nicht einfach, dich an Land zu schleppen und an den Felsen zu ketten. Aber es hat sich gelohnt, wie ich meine.«

Für ihn bestimmt, für mich weniger. Allmählich wurde ich unruhig.

Dieser verfluchte Hundesohn versprach mir den Tod und tat noch nichts. Was hatte er nur vor?

Ich drehte den Kopf, so weit es ging.

Bevor die nächste Welle anrollte und mich überspülte, erkannte ich, daß er etwas in der Hand hielt. Es sah mir nach einem Vogelkäfig aus, wobei ich glaubte, daß es bestimmt keiner war.

Die Woge schwappte zurück. Meine Sicht wurde wieder klarer.

Auch Piau-Tu hatte sich vorgebeugt und etwas von der Welle mitbekommen.

Er streckte einen Arm aus, so daß ich in den »Vogelkäfig« hineinschauen konnte. Mein Blick fiel durch das enge Maschendrahtgitter auf den Boden des Käfigs, und dort sah ich Tiere, die aussahen wie Aale.

Hatten Aale glühende Augen?

Nein, bestimmt nicht. Was der Chinese in dem Käfig gefangenhielt, mußte eine dämonische Mutation sein. Vielleicht durch Schwarze Magie beeinflußte Fische, die für einen Menschen wie mich tödlich waren.

Ich wurde noch blasser. Piau-Tu mußte es gesehen haben, denn er begann zu lachen. »Jetzt packt dich die Angst, wie?«

»Was ist das?« fragte ich.

Er lachte wieder, hob den Käfig höher und schwenkte ihn vor meinen Augen. »Das sind Tierchen, aber ganz besondere. Es gibt sie nur auf dieser Insel, die von meinem Herrn und Meister beherrscht wird. Warte nur ab, ich erkläre es dir gleich.«

Die stets wiederkehrenden Wellen schwappten über mir hinweg.

Diesmal hatte ich die Luft angehalten. Nachdem ich Atem geholt hatte, drehte ich wieder den Kopf.

Mein Gegner hatte seine Position nicht verändert. Nach wie vor hockte er auf dem Felsen und hielt den Korb oder Käfig fest. »Wo waren wir stehengeblieben? Ach, ja, bei den Aalen, wie du sie genannt hast. Schau hin, wie sie sich bewegen. Wunderbar, nicht. Sie sind glitschig, man kann sie nicht festhalten, und sie sind sehr angriffslustig. Hast du schon einmal gehört, daß Tiere hassen können? Wahrscheinlich nicht, aber diese hier können es.«

»Komm endlich zur Sache!« forderte ich ihn auf.

»Langsam, langsam, ich bin dabei. Diese kleinen Tierchen hassen nicht mich oder Dämonen, sie hassen die Menschen, und sie tun alles, um sie zu töten. Sie sind gierig auf Menschen, da ähneln sie den Vampiren, und sie stehen unter dem Bann des großen Meisters. Ich befolge seine Befehle, und deshalb werde ich es sein, der jetzt die Tiere freiläßt.«

Er wartete einige Sekunden, weil eine Woge heranrollte. Nachdem sie zurückgeschäumt war, redete er weiter. »Freu dich auf die kleinen Aale, Sinclair. Wirklich, sie sind sehr lieb. Nur nicht zu den Feinden. Da werden sie verrückt, denn sie wollen das Blut und vielleicht auch noch mehr.« Er kicherte wie ein Wahnsinniger. »Du verstehst mich, nicht wahr?«

Ja, verdammt, ich verstand ihn. Und ich mußte ohnmächtig mit ansehen, wie er eine Klappe einfach hochzog.

Ein Teil des Maschendrahtgitters verschwand. Dafür entstand eine relativ breite Öffnung.

Ideal für diese Monsterfische.

Sie peitschten sich mit ihren Körperenden voran und huschten wie glatte Würmer durch die Öffnung.

Ich war so sehr damit beschäftigt, auf die Aale zu starren, daß ich die Woge übersah. Sie kam mit großer Wucht und schleuderte mich gegen

den Felsen.

Ich spürte den Schmerz im Rücken, auch mein Hinterkopf wurde maltrătiert, und dann riß mir die Kraft wieder die Füße weg, so daß mich das zurückströmende Wasser hochhob.

Ein paarmal schnappte ich nach dem Abrollen der Woge nach Luft, spie auch Wasser aus, und sah erst dann wieder klarer.

Vor allen Dingen die beiden dämonischen Fische, die aus dem Wasser hüpften und Kurs auf meinen Körper nahmen…

Daß Piau-Tu verschwunden war, hatte ich überhaupt nicht bemerkt.

Ich konzentrierte mich allein auf die beiden Fische. Sie wuchteten sich hoch, für die Länge eines Gedankens schienen sie in der Luft stehenzubleiben, bevor sich ihre Körper im Halbbogen auf mich zu bewegten. Ich sah die roten Augen und die aufgerissenen Mäuler, in denen es weiß schimmerte.

Da waren die Zähne.

Nadelspitz!

Das bekam ich im nächsten Moment drastisch zu spüren, als der erste Fisch mich ansprang.

Er hieb seine kleinen Zähne in meinen Gürtel und biß so fest zu, daß er sogar noch ein kleines Stück Leder herausfetzte. Der zweite Fisch erwischte mein Hemd.

Und auch Haut.

Das Brennen war widerlich. Als hätte man Säure auf die Stelle geschüttet. Hart preßte ich die Lippen zusammen, sah die beiden Fische wieder zurückfallen, dafür die nächsten hervorspringen.

Diesmal höher.

Kopfhöhe!

Wenn sie mein Gesicht erwischten, dann…

Nein, sie erwischten es nicht, denn ich hatte blitzschnell den Schädel eingezogen, so daß die beiden dämonischen Aale an mir vorbeihuschten und gegen den Felsen klatschten.

Ich sah sie wie Schatten zurückhuschen, und mir wurde eins klar.

Selten hatte jemand versucht, mich auf so teuflische Art und Weise umzubringen. Und selten waren meine Chancen für ein Entkommen geringer gewesen…

***

Suko lenkte das Motorboot durch die Wellentäler und »ritt« geschickt die wie Glas wirkenden Wasserkämme ab. Je länger er fuhr, um so mehr Routine bekam er.

John Sinclair war verschwunden, den Gefangenen wußte er sicher, jetzt brauchten sie nur mehr die Insel zu erreichen. Ziemlich schnell kam John zurück. Er sprach nicht mehr mit Suko, sondern begab sich an Deck.

Der Wind frischte noch mehr auf. Höher und höher wurden die Wellen. Manchmal kam sich Suko wie in einer Nußschale vor. Er konnte auch nicht immer ausweichen und mußte so manchen Querschläger nehmen, der das Boot durchschüttelte.

Es ging alles glatt. Zwar kam Wasser über, es lief zum Glück sofort wieder ab, und Suko konnte die Fahrt fortsetzen.

Was sich allerdings hinter ihm in der Nacht abspielte, sah er nicht.

Dafür entdeckte er etwas anderes. Über den Wellen schien es zu schweben. Ein Gebirge von Schiff. Der Rumpf, schwarz, aber die Aufbauten leicht bläulich und violett schimmernd.

Die Dschunke mit dem Fratzengesicht!

Der Inspektor erkannte diesen dämonischen Januskopf sehr deutlich innerhalb des großen Segels, und als er sich genauer mit dem Kurs der Brigantine beschäftigte, wurde ihm klar, daß er nicht verkehrt lief.

Sicherheitshalber stellte Suko noch ein paar knappe Berechnungen an.

Danach war er davon überzeugt, daß die Dschunke auch die Insel anlaufen würde. Das war nicht schlecht, denn so konnte Suko die Brigantine als einen fahrenden Wegweiser ansehen.

Es wurde immer schwieriger, das Motorboot auf Kurs zu halten.

Besonders nahe der Küste, wo sie in den Bereich der Klippen gerieten.

Der Inspektor kannte das Gewässer überhaupt nicht. Er wußte nicht, wie tief die Felsspitzen unter der Wasseroberfläche lagen und ob es sie überhaupt gab. Er dachte an den kurz zurückliegenden Fall des Dämons Okastra. Da war Suko mit einem Schlauchboot an die Küste herangefahren, doch das Gewässer dort hatte sich als wesentlich leichter zu befahren erwiesen.

Immer wieder schleuderten die Wellen über den langen Bug oder schäumten auf das Deck, wo sie sich zu Quirlwasser verliefen.

Die Dschunke segelte davon. Suko erkannte auch die hohen Felsen im Bereich der Küste. Sie ragten wie gewaltige Mahnmale aus dem Meer.

Der Inspektor steuerte so, daß er nicht in den unmittelbaren Bereich geriet.

Schließlich war die Dschunke verschwunden. Kein Fratzengesicht leuchtete mehr. Für den ersten Moment war Suko enttäuscht. Wenig später sah er dann die Landzunge, die sich in das Wasser vorgeschoben hatte und die Suko umkurven mußte.

Die Wellen rollten von Backbord heran. Schwer schlugen die Massen gegen das Boot. Der Inspektor hatte seine Mühe, die hämmernden Hiebe der Querschläger auszugleichen.

Jemand trat zu ihm in den Ruderstand. Es war Susan Perth.

»Haben Sie John Sinclair nicht gesehen?« wollte sie wissen.

»Nein, wieso? Der befindet sich doch am Heck bei dem Gefangenen.«

»Ach so. Dann gehe ich mal hin.«
»Okay, tun Sie das.«
Susan verschwand schnell, war aber sehr rasch wieder zurück.
Diesmal zeigte sie Aufregung. »Suko, die beiden sind verschwunden!«
»Was sagen Sie da?«
»Ja, keine Spur mehr von Sinclair und Piau-Tu!«
Für einen Moment stand der Chinese starr auf dem Fleck. »Das ist doch nicht möglich.«
»Soll ich das Ruder übernehmen?«
Suko überlegte einen Moment. »Nein, schon gut, wenn Sie es sagen, wird es wohl stimmen.«
»Sie nehmen es sehr gelassen hin.«
Der Inspektor lachte. »Gelassen, sagen Sie? Wohl kaum. Nein, nein, ich mache mir verdammt große Sorgen, und ich frage mich, wo sie stecken können.«
»Die sind über Bord gegangen.« Während dieser Worte starrte Susan den Chinesen an. Ihr Gesicht war bleich geworden. Sie schien sich mit Kalk geschminkt zu haben.
Suko nickte verbissen.
»Und was können wir tun?«
»Die Nerven behalten.«
»Vielleicht sind sie ertrunken?« Susans Stimme klang schrill.
Diesmal bekam die vom Dienst suspendierte Polizistin keine Antwort.
Daran hatte Suko auch gedacht. Er wußte nicht, wann die beiden Männer über Bord gegangen waren, auf jeden Fall war es bis zur Insel noch eine verdammt weite Strecke. Bei dem Seegang kaum zu schaffen, es sei denn, derjenige war ein ausgezeichneter Schwimmer.
Das konnte man von John Sinclair behaupten, dennoch machte sich Suko große Sorgen. Gleichzeitig sah er ein, daß es keinen Sinn hatte, wieder zurückzufahren.
Das Meer war groß. Sie hätten John Sinclair wohl kaum gefunden, auch wenn er am Leben war.
Sie mußten sich nach vorn konzentrieren.
Susan hatte die Hände geballt und schüttelte den Kopf. »Verdammt«, flüsterte sie. »Das hätte nicht kommen sollen.«
»Na ja, wir stecken nicht drin.« Suko wußte selbst, wie lahm die Ausrede klang. Es fiel ihm schwer, den Kurs zu halten, wenn er an seinen besten Freund dachte. Er konnte in diesem Fall nicht anders handeln.
»Und da ist noch etwas«, sagte Susan Perth. »Es hängt mit Ihrer Freundin Shao zusammen.«
»Wieso?«
»Sie ist so seltsam.«
»Genauer!« forderte Suko.

»Ich weiß nicht so recht. Sie wirkte anders und spricht oder sprach von einer seltsamen Magie, die sie spürt, und auch von ihrer Ahnherrin, einer Sonnengöttin.«

»Amaterasu?«

»Ja, so sagte sie.«

Suko wußte nicht, was es zu bedeuten hatte. Er kannte Shao.

Wenn sie so reagierte, dann waren in ihr Kräfte mobilisiert worden, die sie nicht kontrollieren konnte.

»Können Sie mit dem Boot umgehen?«

Susan nickte. »Für eine Weile schon.«

»Gut, dann bleiben Sie am Ruder. Ich schaue mich einmal näher um. Vor allen Dingen bei Shao.« Er gab Susan noch einige Verhaltensregeln, drehte sich und verschwand.

Suko fand seine Freundin in der engen Kajüte. Wie eingefroren hockte sie am Tisch. Ihre Haut war tatsächlich eine andere geworden. Sie hatte einen glänzenden Schimmer oder Schein bekommen, und auch der Ausdruck des Gesichts war nicht als normal zu bezeichnen. Man konnte ihn mit dem Wort maskenhaft umschreiben.

Suko stützte sich ab. Hinsetzen wollte er sich nicht. Behutsam beugte er sich Shao entgegen und fragte flüsternd: »Hast du Kontakt?«

Sie schwieg.

Der Inspektor kannte das Spiel. Wenn sie so reagierte, durfte sie vorerst nicht weiter angesprochen werden. Wenn sie reden wollte, tat sie es von allein. Aus diesem Grunde faßte sich der Inspektor auch in Geduld.

Er wartete. Noch hatte Shao nichts gesagt. Sie bewegte nur die Augendeckel, bis sie plötzlich zusammenzuckte, den Mund öffnete und mit einer fremden Stimme sprach.

Suko kannte die Stimme. Sie gehörte der Sonnengöttin Amaterasu.

Ihr Geist hatte von Shao Besitz ergriffen, und wenn sie jetzt sprach, redete sie in ihrem Namen.

»Ich muß ihn stellen. Ich muß das Fratzengesicht packen. Es darf nicht zurückkehren. Ich kann es stellen. Ich werde es vernichten. Ich habe es in alter Zeit schon verdammt und geschlagen. Diesmal wiederhole ich es. Seine Diener dürfen nicht freikommen, die Dschunke muß so verflucht bleiben, wie sie einmal war. Dafür werde ich Sorge tragen. Ich allein, ihr könnt nichts tun. Wir müssen auf die Insel, und dann muß ich in Ruhe gelassen werden.«

Voller Spannung lauschte Suko den Worten seiner Freundin. Er konnte es nicht fassen, nicht begreifen. Aber er wußte, daß er sich auf Shao verlassen konnte. Mehr als einmal hatte sie bewiesen, daß größere Kräfte in ihr steckten, als die meisten annahmen.

Behutsam legte er eine Hand auf ihre Schulter und beugte sich zu Shao hinab. »Ich vertraue dir, mein Kind. Ich werde deinem Rat

folgen. Verlaß dich drauf.«

Es waren die letzten Worte, die Suko vorerst an Shao richtete. Und er hatte nicht gelogen. Wenn Shao so etwas behauptete, hatte sie ihre Gründe. Sie war zwar äußerlich noch ein Mensch, doch innerlich längst nicht mehr. Da hatte ihre Ahnherrin die Regie übernommen. Amaterasu selbst konnte nichts tun. Sie saß gefangen in einer Dunklen Welt und wartete auf ihre Befreiung. Ob die jemals stattfinden würde, war mehr als fraglich. Aber sie hatte Shao, der sie hin und wieder Ratschläge erteilen und Kraft geben konnte.

Noch einen letzten Blick warf Suko zurück. Wie eine Statue saß Shao an dem kleinen festgeschraubten Tisch und schaute ins Leere.

Sie wirkte so anders, so fremd.

Suko drehte ab. Susan Perth schaute ihn an. »Habe ich recht gehabt?« fragte sie.

»In der Tat.«

»Und? Was hat Ihre Freundin so verändert?«

Suko hatte das Ruder übernommen und schüttelte den Kopf. »Es ist zu umfangreich, Ihnen das alles zu erklären. Tut mir leid.«

»Aber normal?«

»So gut wie. Wundern Sie sich nicht, wenn wir beide uns ein wenig zurückhalten.«

»Wie? Meinen Sie, daß Shao…«

»So ungefähr.«

Susan Perth schaute Suko zweifelnd an. Als sie keine weiteren Erklärungen bekam, hob sie nur die Schultern und überließ Suko die Verantwortung.

Der Wind war zwar nicht abgeflaut, dennoch zeigte sich das Wasser ruhiger. Der Grund lag auf der Hand. Sie waren um die Landzunge herumgefahren und näherten sich direkt der Insel.

Und sie sahen die Dschunke!

Sie hatte Anker geworfen und hob sich vor ihren Augen wie das Bild einer Filmkulisse ab. Selbst Susan Perth, die ja auch einiges gewohnt sein mußte, bekam vor Staunen den Mund nicht mehr zu. Sie schüttelte den Kopf, schluckte ein paarmal und hauchte: »Das darf doch nicht wahr sein.« Nach dieser Bemerkung preßte sie eine Hand gegen ihre Lippen, als hätte sie Angst, noch weitere Worte auszusprechen.

Die Brigantine hatte so angelegt, daß Suko und Susan das Segel, die Rah und die Wanten gut erkennen konnten. Sie sahen die aufgehängten Körper, die vom Wind bewegt wurden, schaukelten und manches Mal gegeneinander getrieben, wurden.

Suko spürte, wie die Frau nach seinem Arm faßte. Sie drückte so fest zu, daß er die Nägel spürte, die gegen seine Haut gedrückt wurden.

»Habe ich eine Halluzination?«

»Nein, die haben Sie nicht.« Eine weitere Antwort verschluckte Suko, denn er mußte achtgeben, daß er mit dem Boot nicht auflief.

Das Wasser konnte mit seinen Strudeln dem Boot gefährlich werden.

Er drosselte die Geschwindigkeit bis weit über die Hälfte, und ließ sich praktisch vorschieben.

Natürlich mußten sie anlegen. Suko wollte jedoch nicht in unmittelbarer Nähe der Brigantine ankern.

Noch tat sich dort nichts, obwohl er glaubte, eine Gestalt über Deck huschen zu sehen.

Er fand nach einigem Suchen eine Stelle. Es war wie ein Tor, das er durchfuhr. Gebildet wurde es von zwei hohen Felsen. Dahinter lag flacheres Gewässer und eine Sandbank, auf die er fast auflief. Hohe Klippen deckten das Boot und die beiden Menschen gegen die Sicht von der ankernden Brigantine her.

»Warten Sie«, sägte Suko zu Susan und verschwand, um nach seiner Freundin Shao zu sehen.

Die hatte die Veränderung bemerkt, denn sie war aufgestanden und schaute mit einem seltsam verschleierten Blick in unerreichbare Fernen.

Dabei bewegte sie ihre Lippen, ohne daß ein Wort aus ihrem Mund drang. Irgend etwas mußte sie beschäftigen.

Suko sprach sie nicht an. Er wartete, bis Shao von selbst redete.

Das geschah auch. »Wir sind in der Nähe des Fratzengesichts, nicht wahr?« fragte sie flüsternd.

»Das stimmt.«

»Ich spüre es genau. Ich muß gehen.«

»Und ich?«

»Du mußt bleiben. Es ist allein meine Aufgabe, das Fratzengesicht zu stören.«

Dem Inspektor rann ein Schauer über den Rücken, als er seine Shao so sprechen hörte. Er schüttelte sich, seine Lippen zuckten, und er hätte gern eingegriffen, doch er wußte genau, daß es keinen Sinn hatte. Er konnte ihr jetzt nicht helfen. Zudem war Shao eine völlig andere geworden. Nicht mehr die, die Suko normalerweise kannte.

Sie hatte sich schon erhoben und schob sich nun an Suko vorbei.

Dabei ging sie anders als normal. Suko sah ihr an, unter welch einer inneren Spannung sie stand. Die sonst so weichen Lippen bildeten einen schmalen Strich, und Shao kam ihm vor wie eine Fremde.

Er ließ sie gehen.

Auch Susan hatte es im Ruderstand nicht mehr ausgehalten. Sie starrte die Chinesin an und streckte den Arm aus, als wollte sie Shao aufhalten.

Sukos Zischlaut ließ sie zusammenzucken, und sie zog die Hand wieder zurück.

Shao aber ging. Sie kletterte von Bord und blieb für einen Moment stehen, wobei sie den Kopf drehte und zur Brigantine hinschaute, als wollte sie alles genau in sich aufnehmen und sich ein Bild von der unheimlichen Dschunke machen.

»Wir können Sie doch nicht allein losgehen lassen!« beschwerte sich Susan und drehte den Kopf, um Suko beschwörend anzuschauen.

»Wir können«, sagte der Inspektor.

»Dann sind Sie selbst…«

»Nein, nein, verlassen Sie sich darauf. Ich kenne mich aus. Shao ist eine andere geworden, man muß ihr vertrauen.«

»Wenn Sie meinen.« Die Antwort klang nicht sehr optimistisch.

Eher deprimiert.

Natürlich machte sich auch Suko Sorgen. Die zeigte er nur nicht.

Statt dessen sagte er zu Susan: »Passen Sie hier auf! Ich schaue mich mal um.«

»Wo wollen Sie sich denn…?«

Suko deutete in die Runde. »Sie sehen doch die Felsen. Wenn ich auf die klettere, habe ich einen guten Rundblick.«

Susan schwieg. Sie hatte ihre Forschheit verloren. Sie wußte nun, daß es verflixt ernst war und sie Mächten gegenüberstanden, die kaum zu kontrollieren waren. Hier spielte Mystik und Magie eine entscheidende Rolle, und über für sie unerklärbare Dinge wollte sie sich nicht den Kopf zerbrechen.

Suko begann damit, die Felsen zu erklettern. Er bewegte sich gewandt wie eine Gazelle. Das Gift, das in seinem Kreislauf rumort hatte, machte sich in seinen Aktionen nicht mehr bemerkbar.

Er erreichte die Spitze des ersten Felsens, duckte sich dort zusammen und schaute sich um.

Von dieser Stelle aus besaß er einen guten Blick. Und er schaute nicht nur nach vorn, sondern auch auf die vorgelagerten Klippen.

Dabei fiel ihm auf, daß dort einige Felsen standen, die wie breite Finger aus der schäumenden flachen Brandung ragten.

Diese Form war seltsam. Noch nie hatte er Felsen dieser Art gesehen.

Er veränderte ein wenig seinen Standort, gab sich Schwung und sprang noch ein Stück höher. Von der Nachbarklippe aus besaß er ein noch besseres Sichtfeld.

Und er entdeckte den Schatten.

Im ersten Moment hielt er ihn für eine Täuschung. Bis er genauer hinsah und dabei feststellen mußte, daß sich der Schatten bewegte.

Und zwar sehr schnell.

Es war ein Mensch!

Leider war es zu dunkel, um ihn genau zu erkennen. Dennoch konnte ihn Suko anhand seiner typischen Figur identifizieren. So unförmig und gleichzeitig gewandt bewegte sich nur einer: Piau-Tu!

Suko holte tief Luft. Plötzlich war alles anders. Wenn Piau-Tu sich auf der Insel befand, war es unter Umständen auch John Sinclair gelungen, sich zu retten.

Diese Überlegung ließ Suko sofort handeln. Susan Perth wunderte sich, wie schnell der Inspektor wieder neben ihr stand. Sie erkundigte sich nach dem Grund und erfuhr, was Suko gesehen hatte.

»Das ist doch nicht möglich.«

»Doch, es ist möglich. In diesem Fall gibt es keine Überraschungen mehr. Glauben Sie mir.«

»Und jetzt?«

Suko hob die Schultern. »Jeder, der sich so bewegt, hat ein Ziel. Auch Piau-Tu. Wir werden ihm folgen.«

Damit war Susan Perth einverstanden. Sie freute sich darüber, daß Suko sie nicht allein ließ.

Einen letzten Blick warfen beide noch auf die Dschunke. Von Shao sahen sie nichts mehr. Das Gelände deckte sie gegen ihre Sicht.

»Mach's nur gut, Mädchen!« flüsterte Suko. »Verdammt, mach's nur gut.« Dann gab er Susan ein Zeichen mit dem Kopf.

Sie verstand.

Sekunden später waren die beiden unterwegs!

***

Die gehängten Vampire schaukelten im Wind. Sie glühten in einer düsteren, unheilvollen Farbe, die sich außerhalb ihrer Körper zu einem schwachen Schein auflöste, so daß die Vampire, aus der Entfernung betrachtet, wie schwingende Glocken wirkten.

Auch Shao sah sie.

Sie wußte Bescheid. Obwohl sie damals, als das Fratzengesicht seine Herrschaft begann, noch nicht gelebt hatte, war ihr inzwischen alles bekannt geworden.

Der Geist der Sonnengöttin erfüllte sie und gab ihr die entsprechenden Informationen.

Auf Amaterasu konnte und wollte Shao sich fest verlassen. Sie wußte, daß sie von ihr nicht im Stich gelassen wurde, deshalb war ihr Schritt auch so fest und fordernd.

Im Segel schimmerte das Fratzengesicht. Schlaff hing die Leinwand nach unten. Kein Mitglied der Besatzung hatte das Segel eingeholt, es war alles auf magische Art und Weise geschehen, denn diese Dschunke wurde vom Geist des Bösen beherrscht. Sein Atem durchwehte das Schiff wie ein schrecklicher Hauch, und er hatte auch dafür gesorgt, daß die 25 Männer und Frauen der Reisegruppe wie hingeschlagen auf den Planken lagen und sich nicht mehr rührten.

Sie waren die Opfer!

Ausersehen als »Blutspender« für die unheimlichen Vampire aus einer

fernen finsteren Vergangenheit. Noch war es nicht soweit.

Noch mußte ein Ritual erfüllt werden, damit sich das Fratzengesicht aus seinen magischen Fesseln lösen konnte.

Shaos Weg führte unbeirrbar auf die Brigantine zu. Wie ein unheimlicher schwarzer Klumpen stand sie an Land. Der Wind schien sie hinaufgetrieben zu haben und wenn er manchmal in Böen gegen sie fuhr, dann ächzte und knarrte das alte Holz.

Schritt für Schritt schrumpfte die Entfernung zwischen Shao und dem Schiff. Sie wußte nicht, ob sie bereits entdeckt worden war, es spielte keine Rolle. Der Geist der Sonnengöttin hatte Shao übernommen, und er gab der Chinesin Kraft, sich der anderen Magie zu stellen.

Der Boden, über den Shao ging, war felsig. Hin und wieder tauchten ihre Füße auch in kleine Sandmulden ein, es blieb die Ausnahme. Völlig waffenlos war sie und verließ sich einzig und allein auf die Kraft, die ihr Amaterasu mitgegeben hatte.

Höher und höher wurde die Bordwand. Schon bald wuchs sie wie ein Bergrücken vor Shaos Augen in den nachtdunklen Himmel. Um an Bord zu gelangen, mußte sich die Chinesin anstrengen, doch sie sah darin kein Problem.

Als sie die Bordwand erreichte, tat sich noch immer nichts auf dem geheimnisvollen Schiff. Es lag an Land, bewegte sich hin und wieder im Wind, und Shao spürte die fremde, unheimliche Magie, die vom Deck der Dschunke ausging.

»Ich komme«, sagte sie mit völlig veränderter Stimme. »Ich werde kommen und mit dir abrechnen, Fratzengesicht!« Die Worte klangen wie ein finsterer Schwur.

Naß schimmerte die Bordwand. Shao schritt an ihr entlang. Sie suchte nach einem Tau, an dem sie sich auf Deck hangeln konnte, und sie entdeckte eines, das nahe des Hecks vom Schanzkleid herab nach unten hing und sogar den Boden berührte.

Zufall, Glück?

Shao glaubte mehr an eine Bestimmung, als sie mit beiden Händen das ebenfalls nasse Tau umfaßte.

Es war schwer und erinnerte an ein Stahlseil, als sie es zwischen den Händen hielt.

Dann begann sie zu klettern.

Fast wie ein geübter Seemann hangelte sie sich in die Höhe, wobei sie sich mit ihren Beinen an der Bordwand abstützte. Jedesmal wenn sie dagegentrat, gab es einen dumpfen Laut, der einfach gehört werden mußte. Niemand kümmerte sich darum.

Über das Schanzkleid der Dschunke drehte Shao ihren Körper und erreichte das Deck, wo sie stehenblieb.

Sie verschaffte sich einen ersten Überblick und sah das Chaos.

Kein Mensch rührte sich mehr. Die Passagiere lagen entweder auf

den Planken oder im Bordrestaurant.

Mit bedächtigen Schritten umrundete die Chinesin das kleine Restaurant, schaute durch die Fenster in das Innere und erkannte auch die beiden Köche, die starr am Boden lagen.

Es schien, als habe sich der Odem der Hölle über das alte Schiff gelegt.

Hin und wieder blieb Shao stehen, um sich zu bücken. Sie fühlte nach Herz- und Pulsschlag.

Ja, die Menschen lebten.

Das gab Shao/Amaterasu Mut, sich der schwierigen Aufgabe zu stellen. Furcht vor den Vampiren hatte sie nicht. Erst wenn das Fratzengesicht den Befehl gab, würden sie eingreifen.

Noch schaukelten sie wie in früheren Zeiten in den Schlingen, die man ihnen auf dieser Insel um die Hälse gelegt hatte.

Shao hatte kaum ihre Inspektion beendet, als sich einiges veränderte.

Urplötzlich schlief der Wind ein. Der Chinesin kam es vor, als hätte jemand ein Gebläse ausgeschaltet, denn kein kalter Hauch traf mehr ihr Gesicht. Es wurde windstill.

Sie stand da, hatte die Augen leicht verengt, und ihre Haut schillerte in einem blassen goldenen Schein. Ohne die Bestätigung dafür bekommen zu haben, wußte Shao genau, daß der Zeitpunkt gekommen war, wo sich das Fratzengesicht zu seiner ehemaligen Größe regenerieren wollte.

Es begann bei den Vampiren.

Sie hatten den posthypnotischen Befehl bekommen. Obwohl der Wind völlig eingeschlafen war, schaukelten sie wieder an der Rah und in den Wanten. Sie bewegten Arme und Beine, gaben sich selbst Schwung und begannen mit einem schaurigen Gesang.

Es war ein unheimliches Heulen, das über Bord schwang und auch Shaos Ohren erreichte.

Totengesang der Blutsauger!

Unheimlich hörte es sich an und wurde gleichzeitig ein Loblied für das Fratzengesicht, denn ohne daß sich äußere Einflüsse zeigten, bewegte sich das Segel, auf dem der häßliche und gefährliche Januskopf abgebildet war.

Er blähte sich auf.

Es war der Kopf, der immer größer wurde und einem Vergleich mit einem Luftballon standhalten konnte.

Die Konturen schälten sich hervor. Eine nicht erklärbare Kraft drückte zunächst das Gesicht des Menschen heraus, um sich anschließend der Vampirfratze anzunehmen.

Groß, gewaltig, abschreckend. Dies alles geschah unter dem schaurigen Begleitgesang der in den Schlingen hängenden Vampire.

Dann stand das Gesicht!

Doppelköpfig grausam. Auf der einen Seite der Blutsauger, auf der anderen das schlitzäugige Chinesengesicht mit dem dünnen bandförmigen Bart, der nach unten hing und fast bis zum Kinn reichte.

Zwei verschiedene Augen besaß das Fratzengesicht. Das eine, das dem Vampir gehörte, leuchtete rötlich, das andere sah normal aus, aber der Ausdruck zeigte kein Gefühl.

Und Shao war entdeckt worden. Das Fratzengesicht wußte genau, daß sie nicht dazu gehörte und stellte deshalb seine Frage.

»Wer bist du?« Als es die Worte aussprach, bewegte es beide Mundhälften.

»Erkennst du mich nicht?«

»Nein!«

»Kommt dir meine Stimme nicht bekannt vor?«

Für einen Moment erstarrten die Züge. Das Fratzengesicht dachte darüber scharf nach. Möglicherweise lauschte es auch nach dem Klang und gab dann eine Antwort. »Es ist unmöglich! Du kannst nicht die sein, die ich meine.«

»Doch ich kann!«

»Amaterasu?«

»Jawohl, die Sonnengöttin!«

Das Fratzengesicht begann zu lachen. Es war ein dröhnendes Gelächter, das er Shao entgegenschickte. »Das ist verrückt, das ist Wahnsinn. So etwas gibt es nicht!«

»Doch, ich bin es.«

»Aber du siehst anders aus. Du kannst nicht die sein, die mich vor langer Zeit in die Schranken gewiesen hat. Ich glaube dir nicht.«

»Den Beweis wirst du noch bekommen, Dämon, das schwöre ich dir, so wahr ich hier stehe!«

Der Gesang der Vampire war verstummt. Stille breitete sich über das Schiffsdeck aus. Es war an der Zeit, das Fratzengesicht reagieren zu lassen, und es übernahm auch die Initiative.

Shao hatte darauf gewartet. Sie stand auf dem breiten Deck der Dschunke und wirkte irgendwie verloren. Wie eine Siegerin sah sie wahrlich nicht aus, und sie mußte mit ansehen, wie sich das Fratzengesicht aus dem großen Mattensegel löste.

Als hätte es einen Anschub bekommen, so wurde es nach vorn geschoben, wobei gleichzeitig ein bläulicher Nebel entstand, der den Dämon einhüllte.

Zuerst waren es nur dünne Fäden, die erschienen und damit begannen, sich um den gewaltigen Kopf zu legen. Wie dünne Wattebäusche sahen sie aus, bläulich eingefärbt und immer mehr Nachschub bekommend.

Der Nebel verdichtete sich, er wurde zu einer Wolke, die an Größe zunahm und schließlich das gesamte Gesicht umgab.

Es löste sich vom Mast.
Diese Bewegung war gleichzeitig ein Zeichen für die Vampire. Sie ließen sich aus den Schlingen rutschen, was seltsamerweise ohne Schwierigkeiten klappte und prallten auf das Deck.
Schwere Schläge erschütterten das Schiff. Die Echos dröhnten in Shaos Ohren. Sie sah, wie sich die unheimlichen Gestalten mit den verzerrten Gesichtern überschlugen, liegenblieben und sich wieder in die Höhe stemmten.
Breitbeinig blieben sie stehen!
Sie hatten einen Ring um die Chinesin gebildet, in deren Körper der Geist der Sonnengöttin eingedrungen war. Die Augen hielten sie weit offen, die Gesichter waren zum Teil eingefallen. Lappige Haut, aufgerissene Lippen, stockiges Fleisch.
Ruhig konnte keiner von ihnen stehenbleiben. Ihre Körper befanden sich in permanenter Bewegung. Sie schwangen einmal vor, dann wieder zurück, und ihren Händen erging es ebenso. Manchmal schlossen sie sich zu Fäusten, dann öffneten sie sich wieder, und im gleichen Rhythmus zuckten die Gesichter.
Shao sah die langen, blutroten Zähne, die darauf warteten, in die straffe Haut eines Halses gestoßen zu werden.
Ein Vampir stach von den anderen ab. Er trug keine zerfetzte, alte Kleidung. Zwar war er schmutzig, doch seine Sachen zeigten einen modernen Schnitt. Zudem paßte er vom Aussehen her nicht in diesen schaurigen Reigen. Nur die beiden Eckzähne bewiesen, daß er auch zu den Blutsaugern gehörte.
Er hatte noch kein Blut bekommen.
Und nun sah er die Frau!
Kaum hatte er sich von den Planken erhoben, als ein Ruck durch seine Gestalt ging und er sich in Bewegung setzte. Seine Schritte waren noch ein wenig unsicher, aber zielstrebig, denn er wollte das Blut der vor ihm stehenden Frau.
Shao/Amaterasu ließ ihn kommen.
Sie wußte genau, daß er ihr nicht gefährlich werden konnte, denn sie vertraute auf die Kraft der Sonnengöttin. Eine Waffe trug sie nicht. Sie selbst war Waffe genug.
Der Vampir wankte heran.
Er streckte seine Arme aus, hob sie höher und zielte mit den Händen dorthin, wo sich ungefähr Shaos Schultern befanden. Aus seinem Maul drangen geifernde Laute. Er wollte den Tod und das Blut der Frau, die Vorfreude war am größten.
»Jetzt werde ich dich leersaugen!« versprach er mit finsterer Stimme, warf sich nach vorn und hieb beide Hände auf Shaos Schultern, die weiterhin dastand und nichts tat.
Es war die erste und die letzte Berührung des Vampirs.

Der Blutsauger bäumte sich auf. Er drückte seinen Rücken durch und begann gellend zu schreien.

Mörderisch hallten die Rufe über das Deck der Brigantine. Sie jagten hinauf in den nachtdunklen Himmel und verwehten irgendwo in der Ferne. Ein Blitzstrahl schien den Vampir getroffen zu haben, vor aller Augen löste er sich auf.

Zuletzt stand möglicherweise noch ein Schatten in der Luft, bis die Partikel zusammenfielen und als Aschehaufen auf dem Deck der Dschunke liegenblieben.

Das Ende eines Blutsaugers!

Shao/Amaterasu aber hatte sich nicht einmal gerührt. Kein Zucken des Gesichts oder der Augenlider. Sie stand nur da und lächelte kalt.

»So ergeht es jedem, der mich angreift. Auch dir, Fratzengesicht!«

Der Dämon, der von Shao angesprochen worden war, schwebte über dem Schiff. Bläuliche Nebelschwaden umwallten seine Fratze.

Das Gesicht stand so, daß beide Hälften zu sehen waren, und erst jetzt bewegte Shao ihren rechten Arm.

Eine Fingerspitze wies schräg in die Höhe. Sie deutete zielsicher auf den Dämon. »Ich bin gekommen, um die Vergangenheit wieder aufleben zu lassen. Was damals geschah, soll sich jetzt wiederholen. Du hast in den Tiefen der Verdammnis gehaust, warst gefangen auf dieser Dschunke. Meine Helfer und ich haben dich erledigt. Es ist schlimm gewesen, daß dein Geist stark genug war, um die Fesseln zu lösen. Diesmal jedoch wird deine Vernichtung endgültig sein.«

»Meinst du wirklich?«

»Ja!«

Ein donnerndes Lachen schallte Shao entgegen. »Man kann mich nicht töten. Ich bin erschaffen worden, um euch zu knechten. Zeiten sind für mich egal. Die Dschunke wird wieder über die Meere segeln und Angst und Schrecken verbreiten. Überall, wo die Vampire an Land gehen, erscheint das Grauen. Wir brauchen Blut, das kann ich dir versprechen.«

»Dann versuche es!« schrie Shao.

»Ja!« brüllte der Dämon, »das werde ich!« Noch während er sprach, ließ er sich fallen.

Das Unwahrscheinliche geschah.

Sein Gesicht spaltete sich in zwei Hälften!

***

Ich zitterte um mein Leben!

Diese verfluchten, dämonisch beeinflußten Fische verstanden es immer wieder, sich aus dem Wasser und in meine Richtung zu wuchten, wobei sie kein Körperteil ausließen.

Einige Bisse hatte ich bereits abbekommen, nicht sehr tief, aber sie

summierten sich.

Und irgendwann einmal würden auch meine Kräfte erlahmen.

Jedesmal, wenn ich mich zu der einen oder anderen Seite bewegte, klirrten die Ketten. Sie waren mir im Laufe der Zeit noch schwerer vorgekommen. Meine Arme bekam ich kaum noch in die Höhe. Ich hatte wirklich Mühe, sie bis zum Anschlag der Ketten zu bewegen.

Und die Wellen rollten weiter an. Jedesmal, wenn sie mich überspülten, bekam ich eine kurze Verschnaufpause, weil auch die dämonischen Fische von der Kraft des zurücklaufenden Wasser wieder in das Meer getrieben wurden, wo sie sich erneut sammelten, um einen weiteren Angriff auf mich zu starten.

Ich blutete an der Stirn. Trotz all meiner Bemühungen war es zwei Fischen gelungen, sich so hoch aus dem Wasser zu werfen, daß sie mich mit ihrem Gebiß erwischten.

Und das hatte wehgetan!

Zudem drang das mit Salz angereicherte Meerwasser in die Wunden, so daß sie immer stärker anfingen zu brennen. Es war eine höllische Tortur.

Einer freute sich.

Piau-Tu!

Er hockte in der Nähe und schaute zu, wie ich vergeblich versuchte, den Angriffen auszuweichen. Auf einer Felsplatte sitzend rieb er sich die Hände, lachte und gab hin und wieder einen seiner widerlichen und häßlichen Kommentare ab.

Er wünschte mir den Tod aus seinem gesamten, verdorbenen Herzen.

Und wieder sprangen die Fische.

Gummiartig schnellten sie aus dem Gewässer, peitschten sich durch ihre Bewegungen noch weiter voran und trafen mich wieder an der Brust und an den Händen.

Ich blutete mindestens aus acht kleinen Wunden. Bisher hatte ich noch nicht geschrien und nur die Zähne zusammengebissen. Lange würde ich es nicht mehr aushallen können.

»Die Strafe, Sinclair!« schrie Piau-Tu. »Das ist die Rache des Fratzengesichts!«

»Ach, geh zum…« Das nächste Wort bekam ich nicht mehr hervor, weil eine Welle heranrollte und ich hastig den Mund schließen mußte.

Sie glitt wieder zurück, nahm auch die dämonischen Fische mit, aber ich sah sie sehr schnell wieder herankommen.

Sie bewegten sich peitschend und dicht unter der Oberfläche, wobei sie in einem weiten Halbkreis schwammen.

Im nächsten Moment waren die Fische für mich vergessen, denn ich hörte den wütenden Fluch des Chinesen.

Sofort drehte ich den Kopf.

Weit bekam ich ihn nicht herum, aber mein Blickwinkel reichte, um

eine zweite Gestalt erkennen zu können. Hatte Piau-Tu vielleicht Hilfe bekommen?

Nein, das Gegenteil war eingetreten.

Mir wollte jemand helfen, denn ich erkannte meinen Freund und Partner Suko…

Der Inspektor ärgerte sich maßlos. Bis kurz vor seinem Ziel war es ihm gelungen, sich ziemlich lautlos zu bewegen. Erst einige Yards davon entfernt war unter seinem Gewicht eine Kante von dem Felsen abgebrochen, über den er lief.

Das dabei entstehende Geräusch hatte Piau-Tu gewarnt und ihn so fluchen lassen.

Sehr schnell kreiselte der Ringer herum. Obwohl das Sumo-Ringen einer alten japanischen Tradition entsprach, war Piau-Tu einmal in Hongkong so etwas wie eine Lokalgröße gewesen, auch als Chinese.

Er sah Suko und wußte, daß er nun all seine Routine und Kampfkraft einsetzen mußte, um diesem Gegner Herr zu werden.

Auch der Inspektor unterschätzte den anderen keineswegs. Er stellte sich ebenfalls auf diesen harten Kampf ein.

Suko wollte eine schnelle Entscheidung. Deshalb sprang er auf seinen Gegner zu.

Susan Perth, die hinter dem Inspektor zurückgeblieben war, sah die Attacke. Sie blieb stehen und preßte ihre Hand gegen den Mund, um einen Schrei zu unterdrücken.

Ich konnte mich auch nicht um die beiden kümmern, denn nun versuchte ich erst recht, den verdammten Fischen auszuweichen.

Piau-Tu vertraute auf seine Ringerfahrung. Er war breitbeinig stehengeblieben und hatte seinen mächtigen Bauch vorgestreckt. Die Arme leicht erhoben und angewinkelt. Dabei wußte er genau, daß ihn so leicht nichts umwerfen konnte.

Suko hatte sich während des Sprungs gedreht und schleuderte plötzlich seine Füße vor.

Er traf voll.

Beide Füße pumpte er in den mächtigen Leib des Sumos und hatte eigentlich vor, ihn ins Wasser zu schleudern, das war nicht möglich.

Der andere stand wie eine Eiche!

Er ging nur einen halben Schritt zurück, begann zu lachen, ballte seine gezeichnete Hand zur Faust und ließ sie nach unten sausen.

Sukos Schädel hatte er treffen wollen. Es gelang ihm nicht, denn der wieselflinke Chinese hatte ihm gedankenschnell die stempelartigen Beine weggeschlagen.

Jetzt wankte der Sumo. Er hatte Schwierigkeiten mit dem Gleichgewicht. Seine Arme stachen in die Höhe. Furcht zeichnete sich auf seinem Gesicht ab, und Suko schnellte im Liegen seinen Körper wie eine gespannte Bogensehne hoch, wobei er abermals seine Füße

voll in den Leib des Mannes rammte.

Diesmal klappte es.

Piau-Tu mußte zurück. Nur hatte er nicht viel Platz und trat schon nach dem zweiten Schritt ins Leere. Seine Gesichtszüge schienen zu entgleisen, denn der Schrecken, den er empfand, spiegelte sich dort ab.

Wie ein schwerer Sack fiel der Chinese von dem Felsen und klatschte in die heranrollenden und auslaufenden Wellen. Das Wasser war dort nicht sehr tief. Piau-Tu sank durch, der Fall wurde so gut wie nicht gebremst, und Suko hörte den doppelten Aufprall.

Einmal war es der Kopf, zum anderen der Rücken des Chinesen gewesen. Dann schwappten Wellen heran, spülten über, und Suko kletterte ebenfalls nach unten.

Er war sehr vorsichtig, erreichte den Chinesen, als das Wasser zurückglitt und schaute in sein Gesicht.

Augen wie Glas starrten ihn an.

Suko wußte Bescheid. Piau-Tu hatte den Sturz nicht überlebt. Der Aufprall mit dem Hinterkopf auf einen hochkant aus dem Wasser ragenden Stein hatte ihm das Leben genommen.

Auch ich wußte Bescheid. Ich hatte Piau-Tu noch fallen sehen, dann war die Woge gekommen. Jetzt war meine Sicht wieder besser, und ich half Suko, so gut ich konnte.

»Durchsucht ihn. Er muß noch meine Waffen haben und auch den verdammten Schlüssel für die Ketten.«

»Okay, keine Panik.«

»Beeil dich trotzdem. Ich kann keine Aale mehr sehen.« Mehr als Galgenhumor blieb mir nicht mehr.

***

Suko beeilte sich wirklich. Mit fliegenden Fingern durchstöberte er die Taschen des Toten und schaute auch unter der Kleidung nach.

Er fand, was er suchte.

Die Waffen seines Freundes John Sinclair und auch den Dolch, der Mandra Korab gehörte. Erst dann schaute Suko um den Felsen und sah die Fische, die aus dem Wasser glitten.

Es wurde wirklich höchste Eisenbahn, daß er John aus dieser verfluchten Lage befreite.

Ich spürte, wie mein Freund mit dem Messer die Stricke bearbeitete.

Bald war ich von ihnen befreit. Fehlten nur noch die Ketten.

Suko sprang in das Wasser.

»Gib auf die Wellen acht«, warnte ich ihn noch, danach schwappte die erste schon heran.

Mein Partner warf sich vor. Er fand an der Felsecke einen vorspringenden Stein, an dem er sich festklammern konnte, und ich

sah, wie ihm vom zurücklaufenden Wasser die Beine weggerissen wurden, aber der Inspektor gab nicht auf.

Er schaffte es, den Gewalten zu trotzen. Zwischen Zeigefinger und Daumen seiner rechten Hand blinkte etwas.

Ein kleiner Schlüssel.

Die restliche Befreiung war Sache von wenigen Sekunden. Als ich die Ringe nicht mehr spürte, sackten meine Arme nach unten, und ich selbst fiel zusammen.

Das merkte Suko. Er fing mich auf, Wuchtete mich über seine Schulter und kletterte mit mir als Ballast keuchend höher, wo uns Susan Perth erwartete.

Sie stammelte Worte, die keiner von uns verstand, weil sie kaum begreifen konnte, daß wir es trotz allem geschafft hatten und der Gefahr entkommen waren.

Ich lag ziemlich ausgepumpt am Boden. Suko schaute sich meine Wunden an. »Sieht nicht gut aus«, meinte er.

»Ach, die sind nicht so tief.«

»Sollen wir dich hier liegen…«

Ich ließ ihn nicht ausreden. »Untersteh dich. Nein, ich komme mit, das ist doch klar.«

Es gelang mir ohne fremde Hilfe, mich aufzurichten. Die kleinen Wunden brannten. Das Salzwasser hatte sie auf eine schmerzhafte Weise ausgewaschen.

Mir fiel Mandra Korab ein. »Hast du etwas von ihm gesehen?«

Suko schüttelte den Kopf.

Für einen Moment verkrampfte sich alles in mir, denn ich hatte das Gefühl, daß viel umsonst gewesen war. »Mandra«, flüsterte ich rauh.

»Verdammt, auch.«

»Wir müssen mit allem rechnen«, sagte Suko.

Ich nickte nur.

Einen Moment später wurden wir abgelenkt. Schreie gellten über die Insel und wehten an unsere Ohren. Sie waren dort aufgeklungen, wo auch die Brigantine stand, die wir allerdings von unserem Standort nicht sehen konnten, da uns die Felsen die Sicht nahmen.

»Mein Gott, Shao!« Susan preßte die Worte hervor. Wir starteten gemeinsam. Suko jedoch war schneller als wir.

***

Innerhalb der Nebelschwaden teilte sich das Gesicht in zwei Hälften und war bereit, Shao/Amaterasu in die Zange zu nehmen. Gleichzeitig heulten die Vampire auf und zogen den Kreis noch dichter. Sie wollten den Schrecken der Vergangenheit nicht noch einmal erleben. Diesmal sollte die Seite des Lichts nicht gewinnen!

Shao zeigte keine Angst. »Ich habe dich in den Urzeiten

zurückgestoßen, und ich werde dich auch jetzt wieder in die Verdammnis schicken, Fratzengesicht.« Die Vampirhälfte lachte gellend auf.

Auch die andere Hälfte begann zu kreischen.

Beide bewegten sich von zwei verschiedenen Seiten auf Shao zu, um sie zu zerdrücken.

Die Chinesin breitete die Arme aus.

Im selben Moment hatte sie Kontakt.

Das Fratzengesicht gegen die Sonnengöttin, denn nichts anderes war Shao in diesem Fall. Sie strahlte plötzlich auf. Ein grellgelbes Licht, in das kaum ein menschliches Auge hineinsehen konnte, überdeckte die nähere Umgebung.

Die Sonne vertrieb die Dunkelheit. Der Tag zerstörte die Nacht.

Das alles spielte sich auf dieser Insel ab.

Im Zentrum der Strahlung stand Shao. Ein schmaler biegsamer Körper, eingehüllt in helles Licht, das die Schatten des Bösen zurückwuchtete und die Gefahr bannte.

Gräßliche Schreie waren zu hören. Die unheimlichen Vampirgestalten wankten durch die Helligkeit. Sie rissen die Arme hoch, preßten ihre Hände gegen die grauen Gesichter und konnten durch die Haut fassen, die zwischen ihren Fingern zu Staub wurde.

Knochen und Staub sanken zu Boden. Einige Blutsauger versuchten zu fliehen. Ihre Gestalten erreichten die Reling nicht mehr. Zuvor tötete sie die Helligkeit.

Und Shao sprach den alten Fluch!

»Aus der ewigen Verdammnis bist du gekommen. In die ewige Verdammnis werde ich dich wieder schicken, Fratzengesicht. Keiner soll dir je mehr dienen. Niemand wird sich an deinem Namen ergötzen. Die Fluten des Nichts werdendich überschwemmen und festhalten, und deine Dschunke wird nie mehr die Meere befahren!«

Das Fratzengesicht litt.

Weit hatten die beiden Hälften ihre Mäuler aufgerissen. Dampf wölkte aus ihnen hervor, die Haut wurde grau und rissig, während die beiden Hälften allmählich zusammenschrumpften.

Shao hatte die Gefahr tatsächlich bahnen können. Die Kraft der Sonnengöttin hatte ihr geholfen, bevor Schlimmeres passiert war.

Sie war noch nicht am Ende. Nach wie vor hielt sie das gleißende Licht aufrecht, während die beiden Gesichtshälften in einen anderen Zustand übergingen.

Aus den dreidimensionalen wurden zweidimensionale Schatten.

Plötzlich lagen die beiden Gesichter vor Shaos Füßen. Sie verteilten sich auf den Planken. Noch einmal verzerrten sie sich, bevor sie für immer verschwanden.

Im selben Moment durchlief die alte Dschunke ein ungemein harter

Stoß. Das Schiff bäumte sich auf, es schüttelte sich, als wäre Leben in ihm, von irgendwoher gellte ein Schrei, die Segel knatterten, während sie gleichzeitig zerfielen und in lappigen Stücken dem Deck entgegensanken.

Nur die Masten blieben stehen. Auch die Planken sanken ein. Sie knirschten, tiefe Löcher wurden gerissen, ein gewaltiger Sturm schien an der Dschunke zu zerren, dann war es vorbei.

Stille…

Sekunden vertropften. Shao stand mutterseelenallein auf dem Deck.

Sie sah wieder aus wie sonst. Ein wenig hilflos wirkte sie, auch geschwächt, denn sie konnte sich kaum auf den Beinen halten.

Bis sie ein erneuter Schrei alarmierte. Ein Mensch hatte ihn ausgestoßen. »Neiinnnnn. So helft mir…« Da bekam Shao Angst!

***

Auch wir hatten den Schrei gehört!

Natürlich waren wir nicht mehr rechtzeitig gekommen, um einzugreifen. Es war auch nicht nötig gewesen, da Shao dank der Kraft der Sonnengöttin allein mit den Problemen fertig wurde.

Der Schrei war schrecklich gewesen.

»John!« flüsterte Suko und wagte kaum, mich anzusehen. »John, ich habe einen bestimmten Verdacht.«

»Ich auch«, gab ich kaum hörbar zurück.

»Mandra?«

»Ja.«

Die vier in den Schrei hineingebrüllten Worte hatten es uns bewiesen.

Es war die Stimme unseres Freundes Mandra Korab gewesen. Nur – wo fanden wir ihn?

»Auf der Dschunke!« Für mich war es die einzige Möglichkeit. Sofort verließen wir unseren luftigen Beobachtungsposten und rannten los.

Unser Ziel war die Brigantine.

Sie hatte einiges abbekommen. Am Bug war sie zusammengesackt, in der Höhe stimmte es nicht mehr. Sie sah aus wie ein Kahn, der nur noch zerhackt zu werden brauchte.

Wir mußten an Bord klettern.

Dort sahen wir die bewußtlosen Mitglieder der Reisegruppe.

Einige Gesichter kamen mir bekannt vor. Bis ich mich daran erinnerte, sie im Hotel gesehen zu haben. Sie gehörten zu den zahlreichen Holländern, die die Halle »überflutet« hatten.

Neben Shao fiel Suko zu Boden. Seine Freundin hatte sich nicht mehr auf den Beinen halten können und war zusammengebrochen, weil die Beschwörung zuviel Kraft gekostet hatte.

Es war natürlich, daß er sich um sie kümmern mußte. Ich aber

dachte an den gehörten Schrei und zwangsläufig an Mandra Korab.

Wo konnte er stecken?

Automatisch schaute ich mich um, ging dabei über Deck, und jeder Schritt war eine Qual.

Ich fand ihn nicht. Dafür den Niedergang, der zum Teil eingekracht war. Ich mußte höllisch achtgeben, daß ich durch mein Gewicht nicht noch mehr Bohlen löste.

Mehr rutschend als kletternd gelangte ich in den Bauch der Dschunke.

Unheimlich war es hier, zudem stockfinster. Dem half meine kleine Lampe ab, die ich einschaltete.

Der schmale Strahl tastete sich vor. Gerümpel und Proviant versperrten mir den Weg. Über beides kletterte ich hinweg und folgte dem schmalen Lichtfinger.

Nach dem Hindernis blieb ich stehen. Der dünne Schein fiel auf eine fast völlig aus den Angeln gerissene Tür. Dahinter mußte ein Stauraum beginnen, der allerdings leer war, da das Licht kein Ziel fand.

»Mandra!« Scharf und flüsternd rief ich den Namen meines indischen Freundes.

Mein Ruf blieb ohne Echo.

Ein paar Schritte weiter versuchte ich es ein zweitesmal. Diesmal hörte ich die Antwort.

Ein Stöhnen. Verzweifelt, völlig niedergeschlagen klingend. Aus dem Geräusch glaubte ich, ein Wort herauszuhören.

»Johnnn…«

Gott, das war Mandras Stimme. Mir lief es kalt über den Rücken.

Ich vergaß sämtliche Vorsicht und stürmte los.

Im Stauraum blieb ich stehen, drehte mich, sah den feinen Strahl über die Innenwände huschen – und glaubte verrückt zu werden.

Ich sah Mandra Korab!

Er steckte in der Wand!

***

Für eine gewisse Zeitspanne war ich unfähig, mich zu rühren. Ich sah nur mehr das Gesicht, die qualverzerrten Züge, die Angst und die Niedergeschlagenheit.

Waren Sekunden, Minuten oder Stunden vergangen? Wie eine Statue stand ich auf der Stelle. Meine Lippen bewegten sich, obwohl ich kein Wort sprechen konnte.

Irgendwann wurde ich wieder klarer. »Bist du es?« fragte ich ihn.

Sein gehauchtes »Ja« konnte ich kaum verstehen.

Mühsam ging ich näher, hob die zitternde linke Hand und strich mit den Fingerspitzen über Mandra Korabs Gesicht.

Ich fühlte – Holz!

Kein Gesicht, obwohl es vorhanden war. »Das darf doch nicht wahr sein«, ächzte ich, und die kalte Wut überschwemmte mich. Mit beiden Fäusten hämmerte ich rechts und links des Gesichts gegen die Bordwand. Ich wollte und mußte etwas tun, und ich hatte Erfolg.

Das Holz brach. Es splitterte auseinander. Ein Rechteck blieb zurück, das mir genau vor die Füße fiel.

Ich bückte mich und hob es auf.

Mandras Gesicht starrte mich an.

Gefangen in einem Stück Holz. Eingeschlossen als Geist und wohl keine Chance, um ihn zu befreien.

Was mußte dieser Mensch gelitten haben? Aus seinen Reaktionen hatte ich entnommen, daß er alles verstehen und begreifen konnte.

Vielleicht war das am schlimmsten für ihn. Ich nahm das »Bild« mit und ging.

***

Als ich an Deck kam, schimmerten Tränen in meinen Augen. Das »Bild« hielt ich fest unter dem rechten Arm. Suko kam auf mich zu.

Er hatte Shao in einen Liegestuhl gelegt und fragte mich: »Hast du Mandra gefunden, John?«

Ich gab die Antwort, indem ich das Bild herumdrehte.

Noch nie oder ganz selten hatte ich meinen Freund so fassungslos erlebt. Er starrte das Gesicht an, schüttelte den Kopf, drehte sich und preßte seine Stirn gegen einen noch stehenden Mast. Ich sah wie seine Schultern zuckten.

Auch Shao war entsetzt. Sie überwand den Schrecken früher als Suko und ich. Die nächsten, folgenschweren Worte, die sie sprach, hörten nur wir, denn die Passagiere lagen nach wie vor in tiefer Bewußtlosigkeit.

»Ich habe alles falsch gemacht.«

»Wieso?«

Sie schaute mich starr an. »Ich hätte das Fratzengesicht nicht wieder in die Tiefen der Verdammnis schicken sollen. Wenn es eine Möglichkeit gibt, Mandra Korab zu retten, dann nur mit der Hilfe des Dämons.«

Das war ein Tiefschlag. Im ersten Augenblick wollten Suko und ich es nicht glauben. Wir dachten näher darüber nach und kamen zu dem Entschluß, daß Shao recht hatte.

Fazit für uns: Das Kapitel Fratzengesicht war nicht abgeschlossen.

Es ging weiter…

ENDE des zweiten Teils